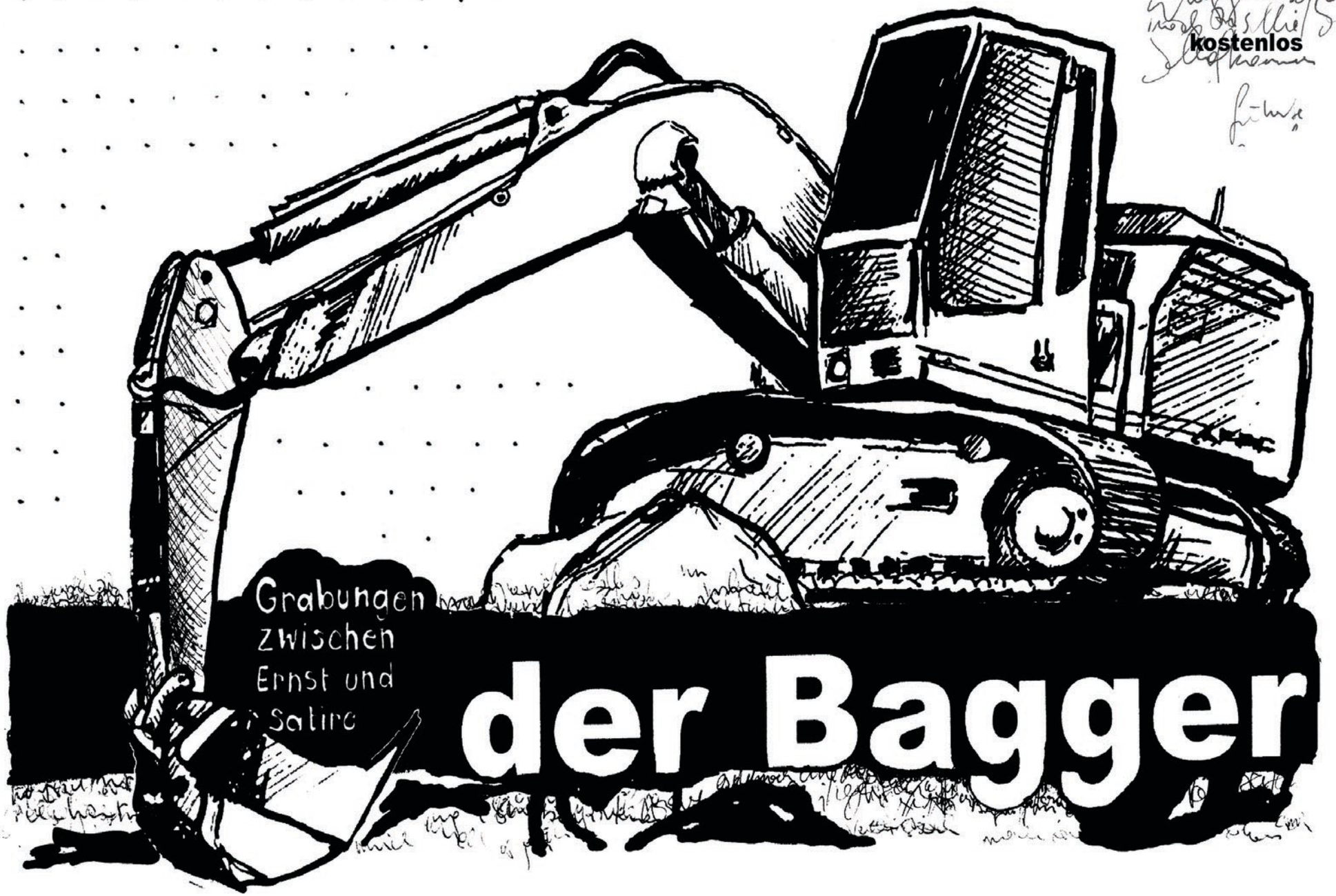
Erste Ausgabe, Jänner 2007

kostenlos



Grabungen zwischen Ernst und Satire

der Bagger

Impressum

Der Bagger: redaktion@derbagger.org – Homepage: www. derbagger.org **Konto:** KontoNr.: 115 005 183; BLZ: 12000 BA-CA **Herausgeber und Medieninhaber:** Anna Sawerthal, Vitus Angermeier **Redaktion:** Anna Sawerthal, Stefan Ramaseder, Vitus Angermeier **Homepage:** Rupert Angermeier (technik), Vitus Angermeier (rest)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Anna Sawerthal (as), Clemens Rauchenwald (clr), Christian Riepl (cr), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Cornelia Taucher (cot), Erwin Steinbach (caru), Jan Korbelik (kor), Markus Schöller (mes), Patrick Mc Allister (pma), Rosa Egg-Spring (rosa), Stefan Ramaseder (sr), Suna Orcun (so), Vitus Angermeier (va) **Layout und Design:** Vitus Angermeier, Cornelia Taucher, Anna Sawerthal **Zeichnungen:** Cornelia Taucher, Edgar Leitans, Erwin Steinbach **Photos:** Vitus Angermeier **Korrektorat:** Sandra Illibauer **Druck:** Luigard **Auflage:** 4000 Stück **Erscheinungort:** Wien

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wieder, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet, als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern.

Inhalt

1 Editorial
Die Baggerdelle
Impressum

2 Die Revolution
Hoch- & Tiefbau

3 Nicht nur irgenda Zahnradl

4 Mi(e)t Recht?
Das linke Eck

5 Bagger am Dach der Welt

6 Wasser für's Land und Luft für's Volk?
Die Revolution

7 Bethaus Wiederneuerungen

8 Achilles gibt Fersengeld

9 Baggterien
Befragen Sie die Sterne mit Madame Crystal!

10 Baustellen der Lyrik

11 Das Brechen der Ethno-Welle
Mischmaschine

12 Die Revolution
Baggers Banquet – Die Kochecke

13 Sturm über Schloss Tattergrey
Das Maurerdekoltee

Editorial

Der Bagger ist gelb, groß und hält sich am liebsten auf Baustellen auf. Mit seinen tonnenschweren Raupen überrollt er gnadenlos überflüssig gewordene Mauern und abrissbereite Konventionen. Er gräbt an allen Ecken und Enden – wo immer seine Fahrer und Fahrerinnen ihn gerade hinsteuern.
Manchmal würde er sich am liebsten eingraben, schockiert darüber, was er da ausgräbt. Manchmal wird er auch rot vor Zorn! Oft nimmt er aber auch nur sich selbst auf die Schaufel ... und alles, was im sonst noch so in die Quere kommt.
Der Bagger baut ein Fundament – wofür, das weiß er selbst noch nicht so genau. Allen anderen ist er dennoch meistens eine Armlänge voraus.

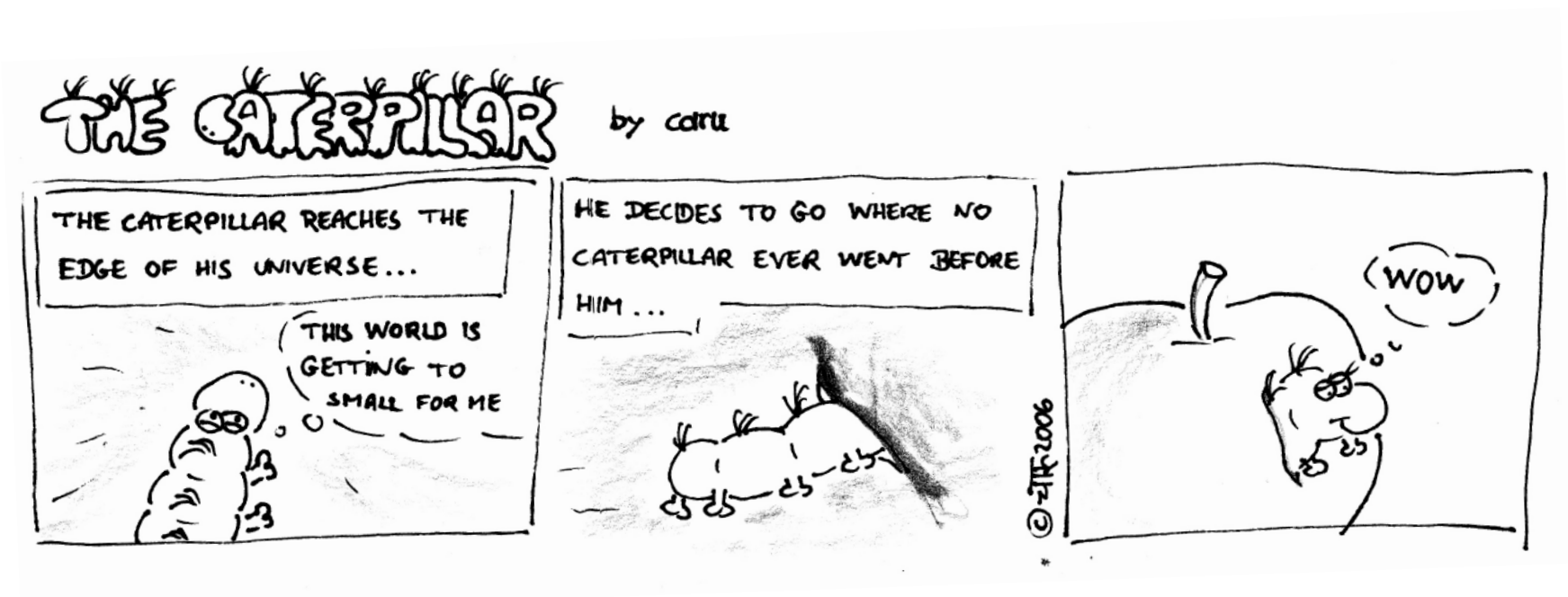
Die Redaktion

Die Baggerdelle

Bingle Jells

Weihnachten. Ich find … Finden Sie nicht auch, … dass Weihnachten nur noch … so … so ein Konsum … fest und so ist? … Alles ist voll nur noch auf Konsum … In letzter Zeit fällt mir das voll auf. Die Leute vergessen alle, dass Weihnachten eigentlich einen ernsten Ursprung hat. Alle kaufen nur noch, es geht bloß um die Geschenke …, das Christkind ist bloß noch ein kaufwütiger Shopping Freak … und wenn dann schon Ende September oder sogar im August schon die Weihnachtsgirlanden auf der Kärnterstraße hängen oder sich Jung und Alt bereits Mitte Oktober mit Punsch zuschüttet, dann denk ich mir schon: Vergesst's ihr nicht was? Muss man sich im weihnachtlichen Vorfeld besaufen? War Weihnachten nicht mal mehr, gibt's hinter dem ganzen Konsum nicht auch einen tieferen Sinn? …
Und am HEILIGEN Abend streiten dann alle unterm brennenden Christbaum. Eigentlich sollten sie sich ja gemeinsam über den schönen Tag freuen. Irgendwie ist das alles voll verkehrt. Weihnachten ist doch eigentlich das Fest der Liebe.

as-va



Die Revolution

Was sie ist, und was sie nicht ist; wozu sie führt, und wozu nicht; wie schnell, und warum? Das erste und das letzte Wort (beinahe) haben Franzosen.

Am 13. Juli 1789 hatten im Pariser Hôtel de Ville die Vertreter des Dritten Standes beschlossen, eine Bürgerwehr zu bilden, um in einem Staat, in dem es nur noch Bürger geben sollte, die einen Bürger vor den anderen zu beschützen. Es fehlte nicht an Freiwilligen, ebensowenig an Freidenkern – alle diese waren längst in Freiheit; es fehlte den Bürgern an Waffen, und diese saßen in der Bastille – sie diente als Arsenal, kaum noch als Gefängnis der Unliebsamen. Auf ihrem Dach stand eine Anzahl durchaus einsatzfähiger Kanonen, die aber aufgrund ihrer Position nur geeignet waren, fernliegende Ziele zu treffen; zu weitsichtige Planung auf zu hoher Ebene machte den Festungsbau verwundbar gegenüber einer kritischen Masse im Bereich seiner Grundmauern. François Alexandre Frédéric de la Rochefoucauld, Herzog von Liancourt, unterrichtete Ludwig XVI. von den bedenklichen Zuständen, und als der König die berühmte Frage stellte: „Ja, ist das denn eine Revolte?“, ließ der zweiundvierzigjährige Adelssproß seine Gedanken einen Augenblick zwischen die Blätter seiner naturwissenschaftlichen Studien abschweifen und erwiderte zerstreut: „Nein, Sire, das ist eine Revolution.“ Er ahnte nicht, wie recht er hatte.

Freiheits- und Gleichheitsjahre

Zwei Tage später war es nicht mehr 1789, sondern das Jahr 1 der Freiheit war angebrochen; und nur die ersten drei Jahrestage des peinlichen Bastillesturms (zu dessen Befreiten eine Handvoll Geldfälscher gehörten, ein wegen Blutschande inhaftierter Adeliger und ein mutmaßlicher Komplize des Möchtegern-Königsmörders R.-F. Damiens) sollten wirklich am 14. Juli gefeiert werden. In den darauffolgenden Jahren, denn auch der Kalender war umgestürzt, gab es kein solches Datum, sondern stattdessen den sechsten Tag der dritten Dekade im republikanischen Monat Messidor.
Überhaupt empfiehlt es sich, sooft das Pflaster der Geschichte aufgebrochen und der Boden, auf dem man steht, gründlich umgewälzt wird, den Kalender von der Wand zu nehmen und wegzuschmeißen; er wird einem ersetzt werden, und zwar durch einen anderen. So ging es zuletzt den Einwohnern des alten Rußland, als ihnen außer dem Sturz des Zaren auch noch die gregorianische Kalenderkorrektur zugemutet wurde; zur Strafe dafür, daß sie die Oktoberrevolution noch nach julianischem Kalender durchgeführt hatten, strich man ihnen gleich elf Tage ihres Lebens, sodaß sie des glorreichen 25. Oktobers 1917 bis heute am 7. November gedenken müssen; ein schwer zumutbarer Zustand. Man versetze sich, um ihn nachzuvollziehen, nur in die Gefühlslage von Shakespeare und Cervantes, als sie beide, ohne voneinander zu wissen, am 23. April 1616 starben, Shakespeare aber um 11 Tage später, weil sein Kalender sich noch nach Julius Cäsar richtete, von dem er mehr wußte als von Cervantes. – Wo waren wir stehengeblieben? Beim Abschweifen.

Eine unter vielen

Liancourt, dem die Erzähler der eingangs erwähnten Anekdote geradezu seherischen Scharfblick zuzubilligen pflegen, war blind genug gewesen, nur eine Revolution zu bemerken, eine einzige; wiewohl ihm kraft seines aristokratischen Bildungsniveaus klar sein hätte müssen, daß zu gleicher Zeit eine ganze Menge von Revolutionen tobte. Auf dem Planeten Mars etwa — überrascht das jemanden? – war eine im Gange, die noch dazu viel länger dauerte als die französische, nämlich knapp 687 Tage. Viel länger als die auf dem Merkur, denn die war in 88 Tagen vollauf erledigt, während eine auf der Venus 224 Tage und nicht ganz 18 Stunden dauerte, wo es aber immer noch glimpflicher zuging als auf dem Jupiter, dort waren es elf Komma acht Jahre. Das ist aber noch gar nichts gegen den Saturn! Dort wütete, während Liancourt sprach – halten Sie sich fest! – eine Revolution volle neunundzwanzigeinhalb Jahre lang; immerhin noch nicht, wie auf dem erst 1781 von Wilhelm Herschel entdeckten Uranus – ogottogott! – deren vierundachtzig. Bestürzt schweigen wollen wir von den 164,8 Revolutionsjahren am Neptun, von dem der Herzog nichts wissen konnte, da man ihn (den Planeten, nicht den Herzog) erst 1846 vor die Linse bekam; und um den Leser nicht mit vielen Zahlen zu ermüden, wollen wir die jeweilige Revolutionsdauer der Zwergplaneten Ceres, Pluto und Eris (4 Jahre 219 Tage 5 Stunden, 247,7 bzw. 556,97 Jahre) gänzlich weglassen, da sie ja auch den Rahmen sprengen würden.

Nicht zu stellende Fragen

Wem würde da nicht schwindlig? Wer will sich da noch mit der vergleichsweise nichtigen Frage befassen, ob man lieber den Anfang oder das Ende einer Revolution als Feiertag in den Kalender aufnehmen sollte? Wir können ihn beruhigen: Die Frage stellt sich gar nicht. Es handelt sich um denselben Zeitpunkt; sobald eine Revolution endet, beginnt unerbittlich im selben Augenblick die nächste. Muß man aber nicht zwischen einer Revolution und der unmittelbar folgenden unterscheiden und sich wenigstens überlegen, ob man lieber den 26. Messidor feiern will oder den 7. November, auch wenn er im Oktober stattfindet? Nein, auch das ist nicht nötig. Jedes Datum kann als Beginn und Ende einer Revolution gefeiert werden, und es ist sogar egal, welches Kalendersystem man zugrundelegt – solang es nur eine Jahreslänge von ungefähr 365 Tagen vorsieht, denn wegen 6 Stunden und 9 Minuten Differenz wollen wir weiter nicht kleinlich sein.

Drehen ist nicht gleich Drehen

Auf anderen feinen Unterschieden müssen wir aber bestehen, besonders auf dem zwischen Revolution und Rotation. Es ist ganz gut möglich, daß Ludwig XVI. um seine eigene Achse rotierte, als er von Liancourt das Wort „Revolution“ vernahm; das war aber, wissenschaftlich betrachtet, eine ganz falsche Reaktion von ihm (überhaupt – nein, nicht schon wieder ein Exkurs! – sind ja Revolution und Reaktion geradezu ein Gegensatzpaar). Ganz bestimmt rotierte tags darauf der Gouverneur der Bastille, Marquis de Launay, oder was von ihm nach dem Volksansturm noch übrig war – mindestens sein Kopf, um die Längsachse der Pike, auf der er stak. Solche Rotationen begleiten zwar jede Revolution, sind aber streng von dieser zu trennen, allein weil sie zeitlich von viel kürzerer Dauer sind: man vergleiche, um beim Beispiel Mars zu bleiben, 687 Tage (Revolution) mit 24 Stunden und 37 Minuten (Rotation). Wer allzu beschäftigt damit ist, sich um seinen eigenen Mittelpunkt zu drehen, mag manchmal übersehen, daß zugleich eine größere Bewegung abläuft, und eh er sich zweimal umgedreht hat, befindet er sich, von der Revolution fortgerissen, an einem anderen Ort: wenn er zum Beispiel der Mars ist, nach einer einzigen Umdrehung bereits 2 084 918,4 km weiter als vorher.

Liancourts Lektüre

Was hatte Liancourt nur gerade gelesen, daß ihm der Begriff der Revolution im Kopf spukte? Ganz bestimmt Kopernikus' Hauptwerk *De revolutionibus orbium caelestium*, denn kein anderes Buch hatte die Bezeichnung *revolutio* für den Kreislauf der Planeten um die Sonne so populär gemacht und in solchem Ausmaß das Weltbild Europas revolutioniert. Oder doch nur einen nicht näher bekannten Aufsatz über die gerade hundert Jahre alte „Glorious Revolution“ in England? Denn damals (1688/89) hatte man das Wort zum ersten Mal auf eine Umwälzung innerstaatlicher Machtverhältnisse angewandt; zwar wälzte man nur die britische Krone von einer Stirn auf die andere, indem man Wilhelm III. statt Jakob II. zwischen sie und den Thron schob, aber auch damit verdiente sich diese erste Revolution den Namen – indem sie allen weiteren das typische Merkmal vorgab, trotz allen weltbewegenden Aufwands letztlich nichts Grundlegendes zu verändern.

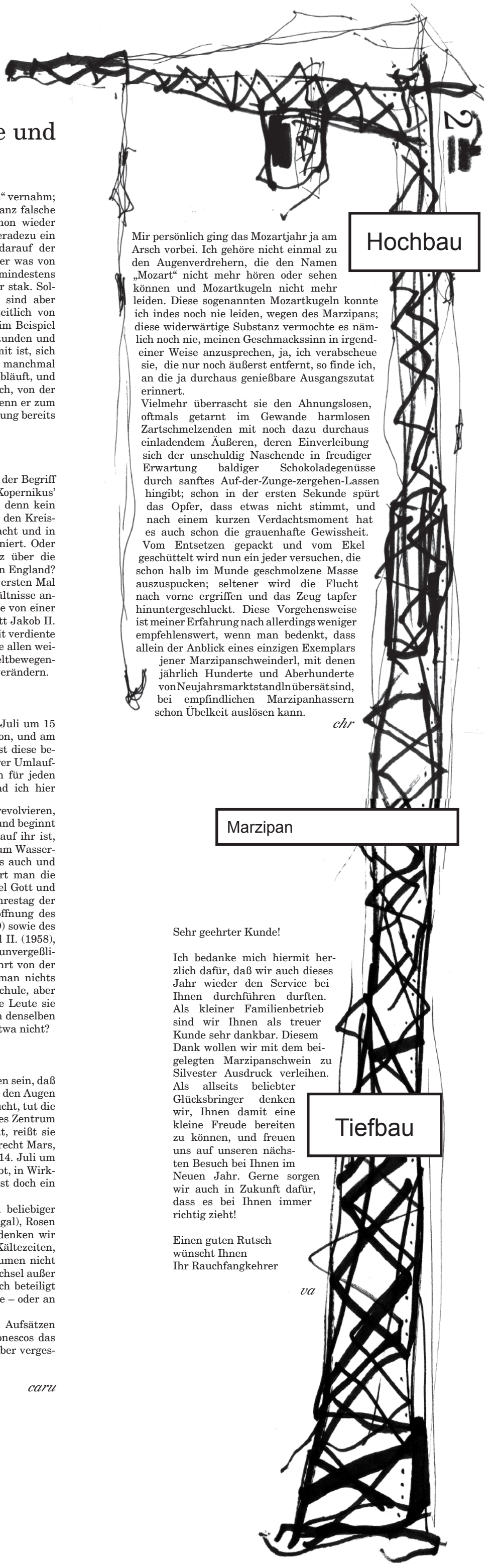
Der 14. Juli

Denn das muß uns klar sein: Jedes Jahr am 14. Juli um 15 Uhr MEZ startet unsere Erde eine neue Revolution, und am darauffolgenden 14. Juli um 21 Uhr 9 Minuten ist diese beendet, sodaß die Erde wieder am selben Punkt ihrer Umlaufbahn steht wie Jahres zuvor. Dasselbe gilt auch für jeden anderen Tag und jede andere Uhrzeit: Während ich hier schreibe und Sie hier lesen, beginnt die Erde zu revolvieren, revoltiert eine Zeit lang, beendet eine Revolution und beginnt eine neue, und mit ihr revolutioniert alles, was auf ihr ist, einschließlich aller Lebewesen, vom Pottwal bis zum Wasserfloh. Sogar Frankreich. Und gleichzeitig rotiert es auch und merkt nichts davon. An demselben 14. Juli feiert man die Geburtstage von Gustav Klimt, Gerald Ford, Karel Gott und Prinzessin Viktoria von Schweden, dazu den Jahrestag der Erstbesteigung des Matterhorns (1865), der Eröffnung des internationalen Arbeiterkongresses in Paris (1889) sowie des Militärputschs gegen den irakischen König Faisal II. (1958), dazu – das Traurigste zuletzt – den Todestag des unvergeßlichen Clowns Grock (1959). All das völlig unberührt von der unabweislichen Tatsache der Revolution. Weiß man nichts von ihr? Doch, man lernt es schon in der Volksschule, aber dann vergißt man es. Wozu Revolution, wenn die Leute sie doch nur vergessen? Schließlich kehrt die Erde an denselben Punkt zurück, und alles bleibt beim Alten. Oder etwa nicht?

„Unnütz, aber unentbehrlich“

Auch auf die Revolution darf man nicht so versessen sein, daß man darüber Bewegungen größeren Maßstabs aus den Augen verliert. Derweil die Erde im Kreis zu laufen versucht, tut die Sonne mit ca. 250 m/s dasselbe, nur auf ein anderes Zentrum ausgerichtet (das der Galaxis); indem sie das tut, reißt sie alle ihre revolutionären Mitläufer (auch und erst recht Mars, den roten) mit sich, sodaß die Erde, wenn sie am 14. Juli um 21:09 h an denselben Punkt zurückzukehren glaubt, in Wirklichkeit 7 889 535 km weiter vorne ist; und das ist doch ein ganz schönes Stück. Schon ein Grund zum Feiern.
Schenken wir einander an beliebigen Tagen zu beliebiger Stunde zur Feier der Revolution Nelken (in Portugal), Rosen (in Georgien) oder Tulpen (in Kirgisistan), und denken wir daran, daß ohne den Wechsel von Wärme- und Kältezeiten, den die Revolution mit sich bringt, alle diese Blumen nicht wachsen könnten; daß aber an dem genannten Wechsel außer der Revolution noch ein anderer Faktor wesentlich beteiligt ist: die Neigung. (Die Schrägneigung der Erdachse – oder an welche Neigung dachten Sie?)
Verleihen wir der Revolution (und allfälligen Aufsätzen über dieselbe) getrost mit den Worten Eugène Ionescos das Prädikat „inutile, mais absolument nécessaire“; aber vergessen wir dabei nicht die Sonne.

caru



Mir persönlich ging das Mozartjahr ja am Arsch vorbei. Ich gehöre nicht einmal zu den Augenverdrehern, die den Namen „Mozart“ nicht mehr hören oder sehen können und Mozartkugeln nicht mehr leiden. Diese sogenannten Mozartkugeln konnte ich indes noch nie leiden, wegen des Marzipans; diese widerwärtige Substanz vermochte es nämlich noch nie, meinen Geschmackssinn in irgendeiner Weise anzusprechen, ja, ich verabscheue sie, die nur noch äußerst entfernt, so finde ich, an die ja durchaus genießbare Ausgangszutat erinnert.
Vielmehr überrascht sie den Ahnungslosen, oftmals getarnt im Gewande harmlosen Zartschmelzenden mit noch dazu durchaus einladendem Äußeren, deren Einverleibung sich der unschuldig Naschende in freudiger Erwartung baldiger Schokoladegenüsse durch sanftes Auf-der-Zunge-zergehen-Lassen hingibt; schon in der ersten Sekunde spürt das Opfer, dass etwas nicht stimmt, und nach einem kurzen Verdachtsmoment hat es auch schon die grauenhafte Gewissheit.
Vom Entsetzen gepackt und vom Ekel geschüttelt wird nun ein jeder versuchen, die schon halb im Munde geschmolzene Masse auszuspucken; seltener wird die Flucht nach vorne ergriffen und das Zeug tapfer hinuntergeschluckt. Diese Vorgehensweise ist meiner Erfahrung nach allerdings weniger empfehlenswert, wenn man bedenkt, dass allein der Anblick eines einzigen Exemplars jener Marzipanschweinderl, mit denen jährlich Hunderte und Aberhunderte von Neujahrsmarktstandln übersät sind, bei empfindlichen Marzipanhassern schon Übelkeit auslösen kann.

chr

Sehr geehrter Kunde!

Ich bedanke mich hiermit herzlich dafür, daß wir auch dieses Jahr wieder den Service bei Ihnen durchführen durften. Als kleiner Familienbetrieb sind wir Ihnen als treuer Kunde sehr dankbar. Diesem Dank wollen wir mit dem beigelegten Marzipanschwein zu Silvester Ausdruck verleihen. Als allseits beliebter Glücksbringer denken wir, Ihnen damit eine kleine Freude bereiten zu können, und freuen uns auf unseren nächsten Besuch bei Ihnen im Neuen Jahr. Gerne sorgen wir auch in Zukunft dafür, dass es bei Ihnen immer richtig zieht!

Einen guten Rutsch
wünscht Ihnen
Ihr Rauchfangkehrer

va

Nicht nur irgenda Zahnradl

Betrachtet man die österreichische Prominenz näher, findet sich unter den Reichen und Schönen doch tatsächlich einen Baumeister. Baumeister und berühmt? Grund genug für den *Bagger*, sich mit R. Lugner zum Gespräch auf einen Salat zu treffen. Bevor wir noch eine Frage stellen konnten, legte der ehemalige Präsidentschaftskandidat mit seiner Lebensgeschichte los ...

Na schauen Sie, ich war in Latein schlecht und hab dann zur Kenntnis nehmen müssen, dass, wenn i mi net anstreng, i möglicherweise durchfall. Und auf das wollt ich's nicht ankommen lassen und bin daher in die HTL übersiedelt. Hab zu meiner Mutter gesagt: „Du, erkundig dich mal, ob i do hinkann." Am nächsten Tag hab ich gefragt: „Na, hast du dich erkundigt?" „Na freilich, ich war schon dort. Ich hab dich auch schon eingeschrieben." Ich: „In was denn?" „In Hochbau." Sag ich: „Um Gottes Willen, Hochbau! Elektrotechnik, Maschinenbau, das sind die Berufe der Zukunft." Im Nachhinein bin ich eigentlich froh, dass meine Mutter entschieden hat, weil ich hab eh net gewusst, was ich machen soll.

Ihre Eltern waren mit Ihrer Berufswahl also einverstanden?
Also meinen Vater, den hab ich das letzte Mal gesehen, wie ich 10 war. Im Krieg hams ihm bei minus 20 Grad die Stiefel weggenommen, weil er Offizier war. Da ist er drei Tage bloßfüßig durch den Schnee gegangen und des hat er net überlebt. Brutal, aber es ist so. Meine Mutter hat nie wieder einen anderen Mann geheiratet und hat sich für ihre beiden Söhne wirklich aufgeopfert.

Sie haben dann bei Mobil Oil Austria gearbeitet ...
Ich habe bei einer Baufirma gearbeitet, die ganze Ferialzeit und auch dann nachher. Und in der Mobil Oil Austria war ich in der Bauabteilung.

Und warum haben Sie sich dann entschieden selbstständig zu werden?
Ein Schulkollege hat mich als Juniorpartner in seine Firma genommen. Er hat aber mitm Geld net umgehn können – er ist dann auch später in Konkurs gegangen. Und ich habe, nachdem ich die Baumeisterprüfung zwischenzeitlich gemacht habe, zu meiner damaligen Frau gesagt: „Naja, mach ma eine Baufirma."

Glauben Sie, dass es damals schwieriger oder leichter war, sich selbstständig zu machen?
Man muss halt immer wissen, wie man's macht. Schauen Sie, damals war's vermutlich schon leichter, als Baumeister. Weil damals haben sich die Baumeister alle dafür interessiert, große Wohnhausanlagen zu bauen, und ich hab damals als Nischenproduzent gearbeitet und hab Wohnungen renoviert, hab Tankstellenreparaturen gemacht.

Wie kam es eigentlich dazu, dass Sie dann die Moschee für Saudiarabien gebaut haben?
Na, also die Moschee war wieder was ganz was anderes. Ich saß an einem Samstag im Büro, geregnet hat's, grauslich war's – so wie jetzt – die Arbeit hat mich überhaupt nicht gfreut. Und da hat mich eine Bekannte angerufen und hat gesagt: „Da ist jemand von der saudiarabischen Botschaft, der mecht a Moschee bauen." Und ich hatte das Glück, dass ich in dem Jahr, im Mai, Juni, einen Betriebsausflug nach Istanbul gemacht habe. Ich hab da Reiseführer gelesen und hab wirklich gewusst, um was es geht. Und dann war ich in Rhodos auf Urlaub und dort sind auch Moscheen, das ist auch ein islamisches Inselvolk. Ich kannte mich mit Moscheen besser aus als mit katholischen Kirchen.

Haben Sie einen besonderen Bezug zu Weltreligionen bzw. in Österreich lebenden Minderheiten – weil sie auch in der Lugner City immer wieder Projekte in die Richtung gemacht haben?
Nein. Schauen Sie, die Lugner City hat einen Veranstaltungsbereich und wir stellen den allen zur Verfügung, wir schließen niemanden aus.

Das heißt, auch die Renovierung vom jüdischen Stadttempel hat sich zufällig ergeben?
Das war ein bisschen mehr geplant. Nachdem wir gerade die Moschee gebaut haben, wollten wir natürlich das religiöse Gegenstück, den Stadttempel machen. Wir sind mit olle guat, wir mochen net nur Moscheen, wir machen auch einen jüdischen Tempel.

Als Sie ca. 25 waren, haben Sie sich da Ihren weiteren Werdegang so vorgestellt?
Mit 25 hab ich … mit 25 war ich bei der Mobil beschäftigt und war glücklich, dass ich dort bin.

Haben Sie sich damals schon gedacht, dass Sie mal für die Präsidentschaft kandidieren?
Nein … Da war ich wirklich froh, mal einen Job zu haben. Der Job hat mir Spaß gemacht.

Sehen Sie sich selbst als Vorbild?
Naja, ein Chef muss immer ein Vorbild für seine Mitarbeiter sein. Weil der Mitarbeiter muss sich auch an etwas orientieren können. Ich selber hatte in meinem Leben immer wieder Vorbilder, die beruflich sehr erfolgreich waren. Zuerst kleinere und dann immer größere. Und von denen habe ich viel gelernt und auch viel angenommen.

Angenommen, Sie hätten sich damals für etwas ganz anderes als die Bauwirtschaft entscheiden müssen, hat's da irgendwann mal eine andere Idee gegeben?
Nein, meine Mutter hat mir den Weg vorgegeben und der war richtig. Es ist auch schöner, aus heutiger Sicht gesehen, Baumeister gewesen zu sein als was anderes. Als Baumeister hinterlassen Sie Spuren, sichtbare. Wenn ich durch Wien gehe … es gibt keine Gasse, in der ich nicht schon mal gebaut habe. Und wenn ich bei der Moschee vorbeifahre, sage ich: „Die hab ich geplant und gebaut." Und ich kann überall sagen: „Das hab ich gemacht." Und das sieht man. Wenn ich Maschinenbau oder Elektrotechniker geworden wäre, da sehn's gor nix. Irgenda Zahnradl irgendwo.

Standen Sie immer gern im Rampenlicht?
Nein, ich war sehr schüchtern als Jüngling. Ich hab mich nicht einmal allein vorstellen gehen getraut, da hat immer meine Mutter mitgehen müssen.

Was war Ihnen in jungen Jahren wichtig? Bzw. welche Themen haben Sie am meisten beschäftigt?
Wichtig war mir immer, Erfolg zu haben. Sowohl als Angestellter als auch Selbstständiger. Es zählt nur der Erfolg, und wenn ich einen Mitarbeiter frag: „Was ist?" und er erzählt: „Ich erreich den und den nicht", sag ich: „Ich will nicht wissen, was sie net kennan. Ich will wissen, was Sie erreichen." Wenn er das nicht kann, dann lebt er bei mir nicht sehr lange. Weil's nicht anders geht. Ich kann ja keine Schlafwagenkompanie installieren.

Sind sie über Leichen gegangen?
Es gibt natürlich welche, die da nicht mitmachen wollen, aber da müssen sie einfach mitmachen. Das hat nichts mit Leichen zu tun. Wie z.B. auch bei der Baufirma: Wir haben halt gute Arbeit geleistet und Termine eingehalten, aber da müssen die Mitarbeiter halt mitziehen. Ich bin mit meinen Mitarbeitern, mit den Maurern, in drei verschiedenen Erdteilen gewesen. In Afrika, in Asien und in Europa. War mit ihnen im Lido in Paris, und was weiß ich was alles. Man tut natürlich auch was für die Mitarbeiter. Das kriegt man natürlich auch zurück, wenn irgendwo eine Arbeit zu machen war und keiner wollte, dann bin halt ich hingegangen und sag halt: „Es hilft nix, wir müssen morgen fertig sein, und kann ich auf euch zählen?" „Freilich, Chef, wir mochen des." Und so war's auch immer und die stehen auch hinter mir. Auch heute noch. Aber heut hab ich nimma viele.

Was würden Sie jungen Leuten für einen Tipp geben? Grad mit Selbstständigkeit?
Grundsätzlich einmal, zu versuchen in jeder Branche was anderes zu machen als die anderen. Eine Nische zu suchen. Bei der Baufirma war's eben das Spezialisieren auf Reparieren und auf Tankstellen. Beim Einkaufszentrum war's das, dass man an einem Samstag im Monat am Nachmittag offen haben darf.

Sie feiern nächstes Jahr Ihren 75. Geburtstag. Was waren bisher die „großen Baustellen" Ihres Lebens?
Die schlimme Zeit der Kriegsjahre. Die Wiederaufbauzeit nach dem Krieg. Dann eben die berufliche Ausbildung. Angestelltentätigkeit ein paar Jahre. Dann Selbstständigmachen als Baumeister. Ich hatte einen relativ großen Erfolg. 62 eröffnet, 64 hat schon ein Bundespräsident eine meiner Baustellen eröffnet. Ich hab es bis zur größten gewerblichen Baufirma in Wien gebracht. Hab mich dann vor der Präsidentenwahl aus der Firma zurückgezogen, meine Söhne haben halt die Baufirma zu stark zurückgefahrn und das ist sich von den Kosten her nicht ausgegangen.

Die haben das Personal stark reduziert, es hat sich dann nicht gerechnet und dann hab ich's zugesperrt, weil's eben sonst schiefgegangen wäre. Und da waren wir dann auch eine Zeit in Zahlungsproblemen und haben Konkursantrag gemacht, doch wir haben alles abwenden können und die Baufirma gibt's nach wie vor, aber die baut nur noch für mich.

Hat Ihre Tochter schon irgendwelche Berufsträume?
Die wird wahrscheinlich meinen Job als Einkaufsbetreiber machen. Nachdem beide Söhne Baumeister sind, ist das nahe liegend. Das liegt einer Frau auch mehr, Geschäfte zu beurteilen. Ein Mann tut sich schwerer zu sagen: „… des oder des Geschäft. Das ist billig oder teuer." Eine Frau sieht das gleich. Und das wird Sie vielleicht zambringen. Aber sie ist erst zwölf.

Sind Sie stolz auf ihre Söhne und ihre Tochter?
Ja freilich, muss man ja sein. Es ist halt nicht immer alles leicht. Die Situation, wie die Baufirma ins Schleudern gekommen ist, ist natürlich innerfamiliär nicht lustig. Wir haben das halt überstanden und jetzt geht's wieder.

Ein bewegtes Leben.
Naja, es gibt den Baumeister, es gibt den Einkaufszentrumsbetreiber, den Gastronomie- und Kinobetrieb, das ist wieder ganz was anderes, dann gibt's den Präsidentschaftskandidaten.

Was kommt als nächstes?
Es kommt immer wieder was Neues dazu. Neulich ist wieder jemand zu mir gekommen, ob wir eine zweite Lugner City bauen, am Stadtrand von Wien.

Und? Realistisch?
Man muss sich das Projekt anschauen, aber möglich. Und auch die bestehende wollen wir ausbauen, da gibt's auch momentan Ideen, die prüf ma grad, vielleicht wird der Teil da (*Anm.: Gastronomie in der Lugner Kino City*) umgebaut.

Vielen lieben Dank für das Gespräch, wir wären am Ende.
Ich bin mit meinem Salot noch nicht so weit. Hams net no a paar Fragen?

Weil also der Herr Bmst. Lugner mit seinem Salot nocht nicht fertig war, haben wir uns noch ein bisschen unterhalten.

Zum Opernball-Lugner: Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Prominente zum Opernball einzuladen?
Zur Eröffnung der Lugner City hatten wir für den 2. Samstag den Thomas Gottschalk engagiert gehabt und da war die Besucherfrequenz genauso stark wie beim ersten Wochenende, weil eine bekannte Persönlichkeit einfach Leute anzieht. Und dann kam der Harald Juhnke und die Maria Kubitschek usw. Und wir haben festgestellt, dass das die Kunden interessiert.

Sie sehen den Opernball also auch als Promotion für die Lugner City?
Na nur. Das ist ja seine Aufgabe. Zu meinem persönlichen Vergnügen moch ich das net.

Wobei Sie ja teilweise Gäste haben, die man schon ganz gern treffen würde.
Naja … aber des is a schon mühsam und anstrengend.

Wer war der anstrengendste Gast?
Hm … Grace Jones war anstrengend und Pamela Anderson war auch nicht einfach. Joan Collins war auch anstrengend.

Haben Sie viel Freizeit?
Gor kane. Na, momentan gar nicht. Ich habe noch meine Baufirma aufzulösen, Rechnungen, die schon drei Jahre alt sind, einklagen und solches Zeug.

Und wie gehts mit der Lugner-City?
Ja …, das ist mein Lebenswerk, wenn Sie so wollen. Schauen's, es gibt ja auch eine Fernseh-Serie „Die Lugners" mit 35 Folgen, da wo ich mir jetzt die Hand dabei gebrochen habe, wo die Medien schon wieder schreiben: „Der Lugner hat behauptet, er hat sich die Hand gebrochen, in Wirklichkeit ist's nur ein Werbegag." Na … Ich kann Ihnen die Wunden zeigen.
Und über wen gibt's schon eine 35-teilige Fernsehserie? Es gibt an 1½-stündigen Film, der auch sehr schön ist. Und irgendwann wird es ein Buch geben über den Lugner.

Sie schreiben?
Na, es rennt mir ständig wer nach, aber ich hab mich noch nicht entschieden.

Und die Fernsehserie sehen Sie auch in erster Linie als Werbung für die Lugner City?
Ich bin stolz drauf, dass jemand über meine Frau und mich, eine Fernsehserie macht. Über wen macht man schon so was? Und sie ist sogar eine erfolgreiche Fernsehserie.

Und macht's Spaß?
Ja, das macht schon Spaß. Ich seh's als Freizeit, Spaß – meine Frau sieht's als Arbeit. Naja… nach Shanghai fahren, es wird einem faktisch fast alles bezahlt, in der tollsten Suite von ganz Shanghai hab ich gewohnt, net schlecht. Im August waren wir an der Cote d'Azur, in St. Tropez … I find des lustig.

Was ist für Sie der Sinn des Lebens?
Ich würd sagen, einfach, es zählt der Erfolg. Wenn man Erfolg hat, macht's ma Spaß und wenn man Erfolg hat, verdient man auch Geld. Und ich bin nicht der, der Geld verdienen will, sondern ich will Erfolg haben. Und damit verdient man Geld. So viel, dass man damit auskommt.

Vielen lieben Dank, dass Sie sich für uns Zeit genommen haben.
Zahlen bitte!

Das Interview führten Anna Sawerthal und Vitus Angermeier.

Mi(e)t Recht?

Tipps für Mieter und solche, die es werden wollen …

Eine Wohnung zu finden, ist die eine Sache (und gerade in Wien mittlerweile nicht mehr das Einfachste …), interessant wird es in vielen Fällen aber erst dann, wenn es um das Aushandeln des Mietvertrags geht. Aus diesem Grund hat der *Bagger* einen Überblick über all das zusammengestellt, was es vor der Vertragsunterzeichnung besonders zu beachten gilt.

Mietpreis und Lage

Das entscheidende und augenscheinlichste Kriterium bei privaten Mietwohnungen ist in den meisten Fällen der Preis, der wiederum sehr stark von der Lage der Wohnung abhängt. Zu den teuersten Lagen in Wien gehören traditionell die City sowie die Randbezirke Döbling und Hietzing. Seit einigen Jahren ebenfalls oben vertreten sind die Josefstadt und der Alsergrund, beide mit steigender Tendenz. Am günstigsten zu wohnen ist es statistisch nach wie vor in Simmering, Brigittenau und Rudolfsheim-Fünfhaus. Neben der Lage hängt der Mietpreis noch von einer ganzen Reihe anderer Faktoren ab wie beispielsweise der Verkehrsanbindung, dem Stockwerk bzw. dem Vorhandensein eines Lifts, Balkons oder einer Terrasse. Genauere Infos, ob der Mietpreis einer Wohnung gerechtfertigt ist, bekommt man beispielsweise bei der Mietervereinigung.
Bei der Vereinbarung des Mietzinses selbst im Vertrag sollte sich der Mieter darüber bewusst sein, ob die Miete und die Betriebskosten jeweils separat festgeschrieben sind oder eine Pauschalmiete vereinbart ist. Eine getrennte Ausweisung der einzelnen Kosten erhöht die Transparenz, Pauschalmieten hingegen bieten den Vorteil, dass während der Vertragslaufzeit die Betriebskosten nicht erhöht werden können, da sie nicht eigens ausgewiesen sind. Eine Wertsicherungsklausel sichert den Vermieter gegen die allgemeine Preissteigerung ab und führt zu einer jährlichen Anpassung der Miete um die Steigerungsrate des Verbraucherpreisindizes (VPI).

Befristung, „Vor"Verträge und Rücktrittsrechte

Als heikler Punkt beim Abschluss eines Mietvertrags stellt sich häufig die Befristung heraus. Hierbei muss eine Vertragsdauer von mindestens 3 Jahren vereinbart werden, welche auch bei einer Verlängerung des Mietvertrags weitergilt. Bei einer geringeren vereinbarten Mietdauer ist die Befristung automatisch als nichtig zu betrachten und es liegt somit ein unbefristeter Mietvertrag vor. Der Vorteil von unbefristeten Mietverträgen sind umfangreichere Rechte insbesondere im Bereich des Kündigungsschutzes. Wird ein zuvor befristeter Vertrag nicht verlängert oder aufgelöst, gilt er automatisch als um weitere 3 Jahre verlängert. Dies ist allerdings nur für den Vermieter verbindlich, der Mieter selbst kann unter Einhaltung einer 3-monatigen Kündigungsfrist aus dem Vertrag aussteigen.

Noch bevor der eigentliche Hauptvertrag unterschrieben wird, ist es in manchen Fällen üblich, einen Vorvertrag zu unterschreiben. Unter dem Vorwand, nur die wichtigsten Punkte festhalten zu wollen sowie um die Wohnung für den potenziellen Mieter zu reservieren, drängen Makler zuweilen zum Unterschreiben eines Vorvertrags. Dieser Vorvertrag kann jedoch sehr schnell rechtliche Gültigkeit erlangen, wenn das Mietobjekt und der Mietzins ausreichend genau bestimmt sind. In diesem Fall liegt anstatt eines Vorvertrags bereits ein fertiger und gültiger Mietvertrag vor. Auch mündliche Zusagen gelten bereits als gültige Verträge, selbst wenn in diesen Fällen die Beweislage später zu Problemen zwischen Mieter und Vermieter führen kann. Befristungen können hingegen nur durchgesetzt werden, wenn eine schriftliche Fixierung erfolgt ist.

Eine gänzliche Rücktrittsmöglichkeit von Mietverträgen gibt es in der Folge lediglich in Fällen, wo es gleich am Tag der ersten Wohnungsbesichtigung zum Unterzeichnen eines (Vor)Vertrags gekommen ist. Um die Gefahr einer Überrumpelung bei der Vertragsunterschrift zu vermindern, gibt es gemäß §30a Konsumentenschutzgesetz für diese Mieter die einwöchige Möglichkeit zum Vertragsrücktritt. Diese Frist gilt ab Erhalt von Vertragsdurchschrift und schriftlicher Belehrung über das Rücktrittsrecht, endet jedoch jedenfalls 1 Monat nach der ersten Wohnungsbesichtigung.

Kaution, Provision und Ablöse

Mit der Erstellung des Vertrags werden für den Mieter sogleich weitere Zahlungen fällig. Fast immer muss der zukünftige Mieter eine Kaution als Sicherstellung für die ordnungsgemäße Benützung der Wohnung beim Vermieter hinterlegen. Solche Kautionen bewegen sich zwischen dem 1- bis 3-Fachen der monatlichen Bruttomonatsmiete, werden allerdings bei Beendigung des Mietvertrags rückerstattet. Empfehlenswert ist es außerdem, gleich im Mietvertrag die jährliche Verzinsung der Kaution (z.B. 4% Handelszinssatz) festzulegen, um späteren Diskussionen zu entgehen.

Ebenfalls von Vorteil kann es bei Beendigung des Mietvertrags sein, anhand von Fotos schon vor Bezug der Wohnung eventuell bestehende Mängel festzuhalten. Dies erleichtert die Argumentation bei späteren Unklarheiten über die Rückerstattung der Kaution.

Eine zusätzliche finanzielle Bürde für Neumieter sind häufig Maklerprovisionen. Bei der Vermittlung über einen Immobilien-Makler können Beträge bis zum 3-Fachen der monatlichen Bruttomiete anfallen, meist gibt es allerdings Spielraum für Nachlässe. Grundsätzlich steht einem jeden Makler nur dann eine Provision zu, wenn seine Tätigkeit als entscheidend für den Vertragsabschluss zu bezeichnen ist. Ablösen für Wohnungen sind indes gänzlich verboten und können auch im Nachhinein angefechtet werden, erlaubt sind lediglich Ablösen für Mobiliar.

Kündigungsschutz & Mietzinsminderung

Ist ein Mietvertrag schließlich im Sinne beider Seiten abgeschlossen, bestehen seitens des Vermieters nur wenige Möglichkeiten, den Mietvertrag vorzeitig zu kündigen. Die wichtigsten Gründe für die Kündigungsmöglichkeit durch den Vermieter sind daher die Nichtbezahlung der Miete, die Nichtbenützung der Wohnung, eine vollkommene Untervermietung (gegen unverhältnismäßig hohes Entgelt) sowie bei nachgewiesen erheblich nachteiligem Gebrauch des Mietobjekts. Seltenere Gründe sind der dringende Eigenbedarf des Vermieters, die Verhinderung einer Verbesserung einer Substandardwohnung oder der behördlich genehmigte Abbruch des Wohnhauses. Zeitgleich ist aber auch der Mieter durch den Vertrag daran gebunden, für die gesamte Dauer die Miete zu bezahlen. Nur in Ausnahmefällen kann der Vertrag unter Einhaltung einer 3-monatigen Kündigungsfrist aufgelöst werden, ansonsten ist man auf das Einvernehmen mit dem Vermieter angewiesen.

Dieses Einvernehmen mit dem Vermieter ist auch bei Erhaltungsarbeiten, für die im Regelfall der Vermieter aufkommen muss, nützlich. Kommt der Vermieter dieser Pflicht nicht nach, kann der Mieter zuerst schriftlich auf diesen Missstand hinweisen und bei Nichtbefolgen des Vermieters ab diesem Zeitpunkt einen adäquaten Teil der Miete zurückhalten. Diese Mietzinsminderung gemäß §1096 ABGB sollte dabei jedoch im Verhältnis zur bestehenden Wohneinschränkung stehen.

Untermiete

Auch beim Thema Untermiete stehen dem Mieter eine ganze Reihe von Rechten zu, so kann der Vermieter nur bei Vorhandensein wichtiger Gründe ein Verbot zur Untermiete erlassen. Zu diesen Gründen zählen neben einer gänzlichen Untervermietung sowie dem Verlangen einer unverhältnismäßig hohen Miete vor allem auch eine drohende Überbelegung bei mehr Personen als Räumen oder wenn Grund zur Annahme besteht, dass der Untermieter den Hausfrieden stört. Untermieter selbst besitzen im Übrigen weitestgehend dieselben Rechte wie der Hauptmieter, lediglich wenn es um die Kosten für Erhaltungsarbeiten oder um die Kontrolle von Betriebskostenabrechnungen geht, ist der Untermieter auf den Hauptmieter angewiesen.

Beratungsstellen

Sollten sich weitere Fragen und Unklarheiten bei Mietfragen ergeben, haben sich in der Vergangenheit vor allem zwei Institute bewährt. Zum einen die Mietervereinigung, bei der man jedoch Mitglied sein muss, um Beratungen in Anspruch nehmen zu können. Zum anderen die kundigen Berater des Vereins für Konsumenteninformation (VKI), wo für gut angelegte 10€ eine halbstündige Beratung angeboten wird, die sich meist sehr schnell wieder gerechnet hat …

sr

Mietpreise in Wien in €/m² mit Preistendenzen

1010	Innere Stadt	14.17	–
1020	Leopoldstadt	10.51	+
1030	Landstraße	10.31	+
1040	Wieden	10.76	+
1050	Margareten	9.61	+
1060	Mariahilf	9.64	–
1070	Neubau	9.93	–
1080	Josefstadt	13.81	+
1090	Alsergrund	11.48	+
1100	Favoriten	9.43	–
1110	Simmering	6.17	–
1120	Meidling	8.97	–
1130	Hietzing	11.5	–
1140	Penzing	9.49	+
1150	Rudolfsh.-Fh.	8.57	+
1160	Ottakring	9.28	+
1170	Hernals	10.35	–
1180	Währing	10.53	+
1190	Döbling	11.71	+
1200	Brigittenau	8.09	+
1210	Floridsdorf	8.94	+
1220	Donaustadt	11.1	–
1230	Liesing	9.86	+

Quelle: www.wohnnet.at

Tipps und Tücken bei Mietwohnungen

- Ablösen für das Mobiliar sind erlaubt, solche für Wohnungen allerdings verboten!
- Für Mietverträge gilt eine Mindestbefristung von 3 Jahren, alles darunter ist nichtig und somit unbefristet!
- Bei Pauschalmieten kann während der Vertragslaufzeit keine Erhöhung der Betriebskosten erfolgen!
- Hat man am Tag der 1. Wohnungsbesichtigung den Mietvertrag unterschrieben, gilt eine 1-wöchige Möglichkeit zum Vertragsrücktritt!
- Ein Verbot zur Untermiete ist nur in wenigen Ausnahmefällen rechtsgültig!
- Untermieter besitzen in vielen Bereichen dieselben Rechte wie die Hauptmieter!

Verein für Konsumenteninformation
Mariahilferstraße 81, 1060 Wien
Telefon: 01/588 77 - 0
www.konsument.at

Mietervereinigung
Reichsratsstraße 15, 1010 Wien
Tel.: 01/401 85
www.mietervereinigung.at

Das linke Eck

„libertarianisch"

Ostblockistan: vor einigen Jahren noch arme Diktaturen. Menschen flüchteten und wurden an der Grenze erschossen – jetzt amüsieren sich TschechInnen und PolInnen in den **Alpen** und wir fahren ohne Visum zu ihnen, um billig zu genießen. Wieso das? Persönliche Freiheit, Kapitalismus, freier **Handel** usw. machten das. Nie ist ein Land ohne Handel reich geworden. Es wird noch dauern, bis die 50 Jahre Kommunazismus weg sind.

Indien lebte lange Zeit unter der Fuchtel von Nehru/Gandhi-Dynastie. Nehru: geboren, aufgewachsen und gestorben im **Luxus**, Indien hat er jahrelang in Armut gehalten. War ein Anhänger vom fabianischen Sozialismus und Ostblockdiktaturen haben ihm gefallen. Als Rote Armee 1956 in **Ungarn** massenmordete, schwieg er. Wenn jemand in Indien im Jahr 1990 einen **Computer** importieren wollte, brauchte er bis zu 20 Papiere. Indien **liberalisierte** und wurde Wirtschaftsmacht. Wer nicht weiß, was *comparative advantage* oder *Laffer curve* bedeuten, soll über die Wirtschaft schweigen.

KommunistInnen (K) haben jahrzehntelang die Entwicklung der Baustelle Welt gehindert. Die Expansion der **K** zu stoppen hat Unsummen gekostet. Kommunismus, *form of insanity* (Ronald Reagan), führt zur Verarmung aller Schichten (mit Ausnahme der **K**), dann zum Massenmord. Es gab noch keine **K** an der Macht, die nicht gemordet hätten. Auch in Westeuropa gibt es *rich white kids*, denen es fad ist und die an irgendeine Spielart vom Kommunismus glauben. Es gibt bessere Religionen.

Ex-DDR bekam zwischen 1990 und 2004 umgerechnet 1,5 **Billionen** (sic!) Dollar. Macht *7.100 Taler pro Birne und Jahr*. Dazu noch die DM für die wertlose DDR-Mark. Auch deswegen geht es ihnen jetzt schlecht. **Tschechien** bekam von der Weltbank 626 Millionen Dollar an Krediten; zwischen 1992 und 2003 war die Gesamthilfe nur *22 Taler pro Birne und Jahr*. Tschechien: kam heuer raus aus der Weltbank: **reich** genug.

Afrika haben *wir* vermasselt: zuerst Kolonialismus und dann *Fantasiliarden* Dollar hingeschickt; **Armut** steigt weiter. Afrikas Probleme sind Korruption, Diktatur, Rassismus (schon mal über **Darfur** und **Rwanda** gehört?) – und Mangel am Rechtssicherheit und Markt. Kenianischer Ökonom James Shikwati, Befürworter der **Globalisierung**, schreibt: *„Hören Sie endlich mit der Hilfe auf … sie hat riesige Bürokratien geschaffen … unterstützt Korruption … Menschen werden zur Abhängigkeit geführt."* Warum hat Muhammad Yunus den Friedensnobelpreis bekommen? Ich will mehr **Produkte** aus armen Ländern kaufen! Aber im Supermarkt, nicht in Boutiquen!

kor

Bagger am Dach der Welt

Seit bald 50 Jahren ist Tibet nun von China, je nachdem, wessen Standpunkt eingenommen wird, besetzt oder befreit und unterläuft einen Modernisierungs- oder Zerstörungsprozess. Ein kurzer Überblick über die Argumente der verschiedenen Lager und über die Situation der Betroffenen.

Auf der Homepage der Central Tibet Administration, der tibetischen Exilregierung des Dalai Lama in Dharamsala, findet sich zu Beginn des Textes "*Vision for a Future Free Tibet*" folgende Aussage: *Under Tibet's Kings and the Dalai Lamas, we had a political system that was firmly rooted in our spiritual values. As a result, peace and happiness prevailed in Tibet.*
Auf der anderen Seite betont die Chinesische Regierung stets, dass es sich um eine „friedliche Befreiung" gehandelt habe. Eine Befreiung Tibets, das unterdrückt war von einem feudal regierenden, barbarischen Adel und einer ausbeuterischen Klosterkultur, die das Volk unter dem Vorwand der Religion zu ihren eigenen – ziemlich weltlichen – Zwecken versklavt hat. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, dass beiden Seiten zutiefst zu misstrauen ist.
Während ChinesInnen, die sich inzwischen in großer Zahl in Tibet angesiedelt haben, wohl wirklich das Gefühl bekommen, dass sie Tibet modernisieren und kultivieren, sehen Exil-TibeterInnen – auf die im Land gebliebene einheimische Bevölkerung möchte ich weiter unten eingehen – ihre Jahrtausende alte, hohe Kultur bedroht durch eine unsensible, zerstörerische Besetzermacht.

Von China befreit?

Recht haben sie beide – jeweils auf ihre Weise. Es lässt sich nicht leugnen, dass Tibet zum Zeitpunkt des Anschlusses an China, gerade nach westlichen Kriterien, bodenlos rückständig war. Und diese Rückständigkeit versucht China mit aller Macht aufzuholen. Das auffälligste Projekt ist hier der Bau einer Eisenbahnlinie, die Lhasa mit Peking verbindet. Die Sinnhaftigkeit dieses Unternehmens wurde sowohl in wirtschaftlicher als auch in ökologischer Hinsicht angezweifelt. Jiang Zemin, das damalige Staatsoberhaupt der VR China, erklärte aber in einem Interview mit der New York Times am 10. August 2001, dass dieses Projekt nicht in erster Linie wirtschaftlicher Natur sei: "*Some people advised me not to go ahead with this project because it is not commercially viable. I said this is a political decision, we will make this project succeed at all costs, even if there is a commercial loss*". Im Juli 2006 wurde die Strecke fertiggestellt – zwei Jahre vor dem ursprünglich angestrebten Datum!
Im Schatten dieses Prestigeprojekts wird zur Zeit ein ganzes Netz von Highways über Tibet gespannt, augenscheinlich die Vorbereitung für eine umfassende wirtschaftliche und touristische Erschließung eines Landes, das sowohl reich an Bodenschätzen als auch an natürlichen und kulturellen Attraktionen für Besucher ist. Von diesen Projekten, so die chinesische Argumentation, die allerdings auch in jedem westlichen Staat funktionieren würde, profitiert natürlich auch die tibetische Bevölkerung. Beweise? Ein laut chinesischen Statistiken ständig steigendes Bruttoinlandsprodukt, säkulare Schulbildung, die es vor der „Befreiung" nicht gab, ein großes Angebot an aus anderen Provinzen importierten Nahrungsmitteln, Haushaltswaren und anderen Konsumgütern in den Marktstraßen und neu errichteten Kaufhäusern in Lhasa, neue moderne Wohnungen für TibeterInnen, die bisher in mittelalterlichen Wohnungen leben mussten, ohne Strom und Sanitäranlagen, und viele andere Vorteile der guten, modernen chinesischen Lebensart.

Von China besetzt?

All diese „Errungenschaften" sehen aber Chinakritische Personen und Gruppen als die negativen Folgen der chinesischen Besetzung. Was bringt ein geringfügig höheres Bruttoinlandsprodukt, ein höheres Einkommen, wenn gleichzeitig Preise und Mieten massiv steigen? Was hat Tibet davon, wenn es touristisch und wirtschaftlich ausgebeutet wird?
Die Klöster werden von chinesischen TouristInnen überschwemmt, die von staatlicher Seite verordneten Eintrittsgelder aber fast vollständig an die chinesische Administration abgeführt. Gewaltige Waldflächen in Osttibet werden und wurden bereits abgeholzt, während das Aufforstungsprogramm nur langsam anläuft. Häufigere Überschwemmungen in Bangladesh und Ostchina sind angeblich eine Folge davon, da durch die Abholzung die Berghänge weniger Wasser halten können und Flüsse wie der Brahmaputra, der Yangze oder der Mekong im Monsun viel stärker anschwellen als früher. Die reichen Rohstoffvorkommen, die von chinesischen Forschungsteams entdeckt wurden, werden abgebaut und zur Weiterverarbeitung auf den neu errichteten Straßen und Eisenbahnstrecken in chinesische Metropolen abtransportiert. Alte, angeblich baufällige Stadtviertel werden abgerissen und durch neue, oft „in tibetischem Stil" gehaltene ersetzt. Brutal werden neue chinesische Protz- und Einkaufsstraßen in alte Städte geschnitten, die Übersichtlichkeit und damit die Kontrollmöglichkeit erhöht. Neue Häuser, in denen die Mieten wesentlich höher und die Bauqualität schlechter ist, werden gebaut. Häuser, in denen wegen zu hoher Mieten nicht mehr nur TibeterInnen wohnen, sondern reichere ChinesInnen, die die soziale Struktur aufbrechen und so indirekt die Chinesische Administration vor Aufständen und Verschwörungen schützen.

Importierte Konsumgüter machen das Land abhängig von ihrem Besetzer, weil gleichzeitig die traditionelle, gut funktionierende Bewirtschaftung durch Kahlschlag, Cashcrops und Kunstdünger zerstört wird. Hungersnöte gab es in Tibet angeblich erst unter chinesicher Besetzung.

Der Wert der Kultur

Wie aber geht es der einheimischen Bevölkerung, die nicht im Exil lebt, mit diesen Umständen?
Allzu viel lässt sich im Gespräch nicht erfahren. Dazu ist die Angst vor Spionage und Verleumdung zu groß. Da oft auch Tibeter Parteimitglieder sind, kann eigentlich in jeder Umgebung ein allzu kritisches Wort gefährlich sein. Allein das ist eigentlich schon kein gutes Zeichen für das Wohlbefinden der Einheimischen. Andererseits läuft in tibetischen Häusern chinesisches Fernsehen, wird (wie seit Jahrhunderten) chinesischer Tee getrunken, sprechen tibetische Kinder Chinesisch miteinander, obwohl sie in der Schule auch Tibetisch lernen.
Natürlich ist deshalb einer der Hauptkritikpunkte, dass die chinesische Regierung die Kultur Tibets zerstört. Wem aber bedeutet diese Kultur etwas? Zweifellos westlichen ChinakritikerInnen, die dazu neigen, den tibetischen Buddhismus zu einer jahrtausendealten Friedensreligion und das alte Tibet zu einem Paradies auf Erden, versteckt hinter den Gipfeln des Himalayas, hochzustilisieren. Wohl auch einer Mehrheit innerhalb der exil-tibetischen Gemeinde, von der große Teile dem Adel angehört hatten oder Mönche aus zerstörten Monasterien sind.
Ob diese exil-tibetischen Stimmen aber eine starke Mehrheit unter den Zurückgebliebenen vertreten, ist unsicher. Zweifellos sind große Teile des tibetischen Volkes nach wie vor tief religiös und verehren den Dalai Lama inbrünstig. Bei der Kulturrevolution jedoch, während der zwischen 1966 und 1976 in ganz China und eben auch in Tibet kulturelle Errungenschaften in unglaublichem Maß vernichtet wurden, waren durchaus auch viele junge TibeterInnen an der Zerstörung von Klöstern beteiligt. Leute, die dem alten Feudalsystem nichts abgewinnen konnten, die – wohl durchaus auch berauscht von maoistischen Ideologien – ein besseres System erhofften.

Ausblick

Ob ein solcher Systemwandel ohne den Einmarsch Chinas geschehen wäre, ist fraglich. Zwar beteuert der derzeitige Dalai Lama Absichten in diese Richtung, allerdings war er bei seiner Flucht aus Tibet nicht einmal zwanzig Jahre alt und die Macht im Staat lag damals wohl in anderen, eher konservativen Händen. Es sollte nicht vergessen werden, dass viele seiner Vorgänger bereits im jugendlichen Alter starben – oft durch Mord –, sodass die eigentlichen Regenten weiterhin ungestört ihre Macht ausüben konnten.
Nun ist der Wandel, der Anschluss an die Außenwelt, eindeutig vollzogen. Im Vergleich zu Nachbarländern wie Indien oder Nepal sind die Straßen besser, die Alphabetisierungsrate, Einkommen und das Preisniveau höher, die Kindersterblichkeit niedriger, die Schulbildung gesicherter. Gleichzeitig mit diesen Errungenschaften hat aber auch ein typisch chinesischer, übersteigerter Kapitalismus in Tibet Einzug gehalten. Alte Stadtviertel weichen modernen Hotels, Einkaufszentren und Bankgebäuden. In den neuen Prachtstraßen prangen die Werbeschilder internationaler Konzerne. Glücksspiel und Prostitution wuchern in den Städten. Auch in abgelegenen Klöstern wird jedeR Fremde als TouristIn behandelt, bekommt eine Eintrittskarte, auf Hochglanzpapier.
Tibet wird modern, nicht ganz so, wie man sich das im Westen vorstellt, sondern nach chinesischem Geschmack.

va

Wasser für's Land und Luft fürs Volk?

Der geplante Bau des Ilisu-Staudamms im Südosten der Türkei ist ein Vorhaben, das vielen Menschen in zahlreicher Hinsicht Sorgen bereitet. Auf den ersten Blick scheint es eine komplizierte Angelegenheit zu sein, deren Beurteilung viel technisches Wissen erfordert, aber – wie so oft – bedarf es dazu eigentlich nur einer gewissen Portion an Herz und Hirn.

"Big Dams are to a nation's "development" what nuclear bombs are to its military arsenal. They're both weapons of mass destruction. [...] Both twentieth-century emblems that mark a point in time when human intelligence has outstripped its own instinct for survival. They're both malignant indications of a civilization turning upon itself."

– Arundhati Roy, Cost of Living

Das Riesenbauprojekt des Ilisu-Staudamms in Südostanatolien sorgt seit einiger Zeit für Aufsehen, vor allem aber auch für Diskussionen und Proteste auf internationaler Ebene. Auch in Österreich ist das Thema hochaktuell, da neben Schweizer Unternehmen auch die österreichischen Konzerne VA Tech Hydro und Andritz an dem Milliardenprojekt beteiligt sind.
Ich selbst hatte keinen wirklichen Bezug zu dieser vielschichtigen Staudammproblematik, bis ich mich Ende September 2006 auf einer Demo vor dem Finanzministerium gegen das Vorhaben wiederfand (Samba trommelnd!) und dadurch von den Hintergründen des Projektes und von Österreichs Rolle dabei erfuhr. Das Finanzministerium wird nämlich darüber entscheiden, ob die Österreichische Kontrollbank als Exportkreditversicherungsanstalt eine Exporthaftung für das Bauvorhaben übernehmen soll. Was die Demo gefordert hat, war ein ausdrückliches „Nein".

In den türkischen Medien ist das Thema schon seit Jahren präsent, vor allem durch die zivilgesellschaftlichen Initiativen, die lautstark dagegen protestieren. All diese Initiativen betonen besonders die Tatsache, dass durch den Bau die mehr als zehntausend Jahre alte archäologische Stätte Hasankeyf am Tigris im Stauwasser versinken wird. Diese Tatsache sollte aus einer kulturpolitischen und historischen Perspektive Grund genug sein, das Vorhaben auf der Stelle zu stoppen. Noch komplizierter wird es jedoch, wenn man an erfahrungsgemäß wahrscheinliche soziale, humanitäre, politische, völkerrechtliche, ökologische und ökonomische Folgen der Verwirklichung eines solch riesigen Staudammprojektes denkt. Die Angelegenheit hat eben viele Facetten und die meisten von diesen werden vielleicht nicht so prompt eintreten oder bildlich nicht so leicht vorzustellen sein wie eine Unterwasserstadt.

Was liegt dem Projekt des Ilisu-Staudamms zugrunde? Was sind die Vorteile, die erwartet werden?
Dieser Staudamm ist ein wichtiger Bestandteil des so genannten Südostanatolienprojektes (Güneydogu Anadolu Projesi – GAP), welches als das Entwicklungsprojekt der Türkei seit mehreren Jahrzehnten am Laufen ist. Es wird viel Energie erzeugt (3833 GWh laut dem Staatlichen Wasserwerk DSI), die der Region Wohlstand bringen soll. So haben wir es brav gelernt: Staudämme sind Zeichen der Modernität, des Wohlstandes und Fortschritts. Während der Bauarbeiten wird die Bevölkerung der Region Beschäftigung finden, zumindest für sieben Jahre, und die ganze Gegend wird wirtschaftlich belebt. Das Projekt wird von staatlicher Seite als die einzige Rettung der betroffenen Menschen und als der einzige Weg zu Prosperität der Region angepriesen.

Welche konkreten Probleme impliziert so ein Vorhaben? Mehrere Zehntausend Menschen werden zwangsumgesiedelt in eine Ortschaft, die an einer höheren Stelle im Tigristal gebaut wird. Das allein ist ein Prozess, der sehr langwierig und mühsam ist – und welcher am Ende immer Opfer erzeugt, die ihr Recht aus verschiedenen Gründen nicht geltend machen können oder die nicht zur Gänze ausbezahlt werden. Mehrere Tausend Menschen verlieren ihre traditionelle Beschäftigungsbasis und niemand kann vorhersagen, was nach dem Bauprojekt passiert, wenn diese Menschen nicht mehr auf der Baustelle beschäftigt werden können. Die Auswanderung in Großstädte, die spätestens dann eintreten wird, erzeugt wiederum andere soziale Spannungsfelder, unter denen die Zuwanderungsstädte der Türkei bereits seit langer Zeit leiden.

Der Staudamm ist 45 km vor der syrischen Grenze geplant, wodurch neue und dauerhafte zwischenstaatliche Konflikte zu erwarten sind. Durch die Talsperre des Flusses würde die Türkei die alleinige Macht über die Bewirtschaftung des Wassers dieses Flusses in der Hand halten. Man könnte erwarten, dass im Rahmen eines Entwicklungsprojektes in einer politisch dermaßen angespannten Region neben den rein technischen auch andere Parameter berücksichtigt werden, aber nein.

Wenn auch nur die Wahrscheinlichkeit besteht, dass einige der angesprochenen Gefahren durch Verwirklichung dieses Staudammes eintreten könnten, sollten die Zuständigen ernsthaft über ihre Verantwortung nachdenken. In einer wirtschaftlich so unterentwickelten Region ist es leicht, so ein Vorhaben als ein Entwicklungsprojekt zu verkaufen. Doch die Investitionen würden sich nur dann rechtfertigen lassen, wenn man zumindest Hoffnung auf eine nachhaltige Entwicklung hätte, die aber in diesem Fall nicht gegeben ist. Es ist ein politisches Schachspiel zugunsten der Machterhaltung, aber sicher kein Entwicklungsplan zur Friedens- oder Wohlstandsschaffung.

Die Regierung in der Schweiz hat Mitte Dezember 2006 die Zusage für eine Exportkredithaftung an die beteiligten Schweizer Firmen gewährt, allerdings „unter Auflagen", heißt es. „Eine unabhängige Expertenkommission" werde die Maßnahmen begleiten, um es sicherzustellen, dass die Vorgaben der Weltbank gewährleistet werden. Die Schweiz sieht sich als Hüter der westlichen Standards, die die türkischen Behörden oder gar die anderen beteiligten Länder nicht einzuhalten neigen. Nach diesem Vorgehen in der Schweiz wird auch in Österreich ein ähnlicher Schritt erwartet.

Wir können mit Leichtigkeit sagen, dass das politische Bewusstsein in der Türkei von dem Nachhaltigkeitsgedanken nur beschränkt geprägt ist, da in einem Entwicklungsland oftmals andere Werte, die zur wirtschaftlichen Stärkung des Landes dienen, die Oberhand gewinnen. Doch wie werden es Länder wie die Schweiz oder Österreich verantworten können, wenn in diesem großen „Entwicklungsprojekt" etwas schief läuft?

so

Für weitere Informationen:

www.ilisu-wasserkraftwerk.com
www.wwf.at
www.dsi.gov.tr
www.hasankeyfgirisimi.org
www.hasankeyfesadakat.org

Die Revolution

Wohin gehen wir? Wer kommt mit? Der Blick auf die neue Generation lässt Stimmen laut werden, die von verantwortungs- und orientierungslosen Jugendlichen berichten. Statt Kindern machen sie Partys. Politisch desinteressiert taumeln sie kinderlos zwischen Disco und Arbeitsplatz einher und verschwenden keinen Gedanken daran, Familien zu gründen. Darf man den „Stimmen der öffentlichen Meinung" Glauben schenken?
Ein Bericht über Wege, Möglichkeiten und Krisen der letzten Handvoll Generationen.

Als Vikor Frankl 1977 über „Das Leiden am sinnlosen Leben" schrieb, umriss er damit nicht nur den Weg einer Gesellschaft. Er schuf damit einen Begriff, welcher einer ganzen Generation persönlich einleuchtend schien. Den Begriff der „Existentiellen Frustration".
Frankl rückt in seinen Thesen die Anfälligkeit der Gesellschaft auf ein „Gefühl der Sinnlosigkeit und inneren Leere" ins Licht.

Wer waren also die Menschen, denen Frankl den Verlust des „Lebenssinns" diagnostizierte?
Zweifellos war er als Dozent der Psychologie in Wien und Kalifornien eher mit der jüngeren Generation der Siebziger im Gespräch.
Anders als ihre Eltern, welche (zumindest in Wien) das klar erkenntliche Ziel Wiederaufbau und Berufsausübung zum Familienerhalt vor Augen hatten, standen sie vor einer Perspektivenvielfalt, die es selten zuvor gegeben hatte. Papst Paul VI. nannte Österreich im Jahre 71 bei seinem Besuch gar die „Insel der Glücklichen". Sie fanden sich mit 8mm-Kamera im Urlaub wieder. Der Wiederaufbau war geschafft. Die Baustellen ihrer Eltern hatten sie nie betreten, den Staatsvertrag nicht unterzeichnet. Neutralität und Sozialstaat schufen ein Milieu, das der neuen Generation Stabilität und Sicherheit in die Wiege legte. Und doch schien sich die Sinnsuche bedeutend schwieriger zu gestallten.

Auch auf sozialer Ebene hatte sich einiges geändert. Traditionen wichen einer individuellen Lebensgestaltung. Das Familienbild des Vaters, der die Familie finanziell absicherte, und der Mutter, die den Haushalt führte, war nicht mehr aktuell. Hochschulen und Studien waren für Menschen aus den unterschiedlichsten Schichten erreichbar.
Doch die Möglichkeit, sich aus mannigfaltigen Aufgaben eine zu wählen, scheint viele vor ein Problem zu stellen. Viel größer scheint die Aufgabe, seine Aufgabe zu finden, als sie bloß zu erfüllen. Frankl zitiert Harvey Bailey: „Es gibt nur eine einzige Art und Weise, das Leben auszuhalten: immer eine Aufgabe zu erfüllen haben."

Das Leben in der alten Tradition ist neben dem Faktor „veraltet" auch noch durch Tatsachen wie Lohngestaltung, welche den Alleinerhalt einer Familie unmachbar erscheinen lässt, geprägt. Das Wirtschaftswachstum der Nachkriegszeit macht mittlerweile kleinere Schritte. Arbeitslosigkeit kommt langsam aber sicher auf's Tapet. Frankl kennt den Begriff der „existentiellen Leere" auch in der Arbeitslosigkeitsneurose. Es gibt nicht nur eine Freizeit von etwas, sagt er, sondern auch eine Freizeit zu etwas. Schon Schopenhauer hatte gemeint, die Menschheit pendle zwischen Not und Langeweile.

Doch wie sieht das Leben der „neuen Generation", der Generation der Jahrtausendwende aus?
Das Vorurteil „Jugend interessiere sich nicht für Politik" sollte so mancher angesichts der Wahlbeteiligung von Jugendlichen zwischen 16 und 18 neu überdenken. Satte 85 Prozent der Jugendlichen hatten den Weg zur Wahlurne gefunden.
Sowohl Vorstellungen als auch Erwartungen an die Zukunft im Berufsleben weisen bei jungen Männern und Frauen verblüffende Ähnlichkeiten auf. Einzig in der Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf trifft man hier auf ein Gender-Gap. Betrachtet man die Frage nach der Baby-Pause, ist diese bei den weiblichen Vertretern der neuen Generation wesentlich ausgeprägter. Dem steht eine Bevorzugung von jungen Frauen am Arbeitsmarkt gegenüber, die weder Kinder im Kleinkindalter haben noch in nächster Zeit welche wollen.
Sieht die neue Marktwirtschaft den Menschen als soziales Wesen überhaupt noch vor?

Schlagworte wie Globalisierung, Working-Poor und die New Economy sind längst kein Zukunftsgeschwätz mehr. Der Begriff des Sozialromantikers reift langsam aber stetig zur Metapher des leichtgläubigen Optimisten. Pensionen scheinen immer mehr Ähnlichkeiten mit Wahlversprechen aufzuweisen. Die Zahl der Eheschließungen – auf 1000 Einwohner – fiel von 8,5 (1961) auf 5,1 (1997), begleitet von drastisch rückläufigen Geburtenraten. Der längere Verbleib der Jugendlichen im Bildungssystem über die Pflichtschule hinaus ist rapide gestiegen, er zählt fast schon zur Norm. Verständlich, dass sich hier auch der Kinderwunsch oft Zeit lässt. Familien der Jugendlichen finanzieren teils unter großen Anstrengungen die Ausbildung. Und doch wartet die Angst vor Arbeitslosigkeit schon am Gipfel der Lehr- oder Studienzeit. In Anspielung auf ihre praktische und kostenlose verwendbarkeit in der freien Marktwirtschaft bekommt die neue Generation den liebevollen Kosenamen „Generation Praktikum". Wer da noch an die Haltbarkeit eines Sozialstaates glauben möchte, braucht tatsächlich einen gewissen Hang zur Romantik.

Die Reaktionen auf die vorherrschenden Möglichkeiten der jungen Generation sind vielfältig.
Man kennt hier die „Orientierungslosen", die in Bezug auf Lebensplanung und Zukunft keine konkreten Ziele verfolgen. Man sagt ihnen Mangel an Selbstmanagementfähigkeit und Unterqualifizierung nach. Ihre Perspektive: Modernisierungsverlierer. Ihnen schließen sich die „Nicht-jetzt-AkteurInnen" an. Man erkenne sie an wenig Reflexionsniveau und Reflexionsbereitschaft, Fatalismus, Informationsdefizit und Naivität. Sie zögerten Berufsentscheidungen hinaus. Passives Abwarten präge ihre Handlungsweise. Im Wesentlichen erkenne man sie aber an ihrem sozialromantisch verklärten Blick auf ihre berufliche Zukunft.
Erfreulicher ist denn schon der Blick auf die „Eigeninitiativen". Sie setzen auf Eigenverantwortung und positives Denken. Leitsprüche wie „Man muss nur wollen" und „Wer suchet, der findet" begleiten ihr effizientes Selbstmanagement. An ihrer Seite die „Traditionell Soliden", die sich an ihrer Eltern und Großelterngeneration orientieren. Sie schmieden sich einen Lebensplan, der langfristige Sicherheit, Planbarkeit und Stabilität sichern soll. Dafür seien sie wesentlich unflexibler und bedürftiger, was Kontinuität betrifft.

War es damals besser? Wird es morgen gut sein? Wohl kaum. Vielmehr gilt es aktuelle Fragen aufzuwerfen und Antworten zu finden. Auf in den Kampf!
Denn: Der Mensch lebt nicht von der Arbeitslosenunterstützung allein.

mes

Verprügelt, mißbraucht, einbalsamiert

Die Absicht dieses Artikels ist es, das „Denk-Mal Marpe Lanefesch“ im Hof 6 des AAKH einer Funktionsanalyse zu unterziehen: Mit welcher Absicht wurde aus einem aufgelassenen Trafo ein Gebäude, das - in der einfachsten Interpretation seines Namens – Denkmal und Aufforderung zum „denk mal!“ in einem ist, gemacht? Und erfüllt es diesen Zweck? Und sind wir mit diesem Zweck einverstanden?

Umstände

Der Betpavillon im Hof 6 des AAKH ist in der letzten *gezeit* (5, S. 18f.) von Minna Antova sehr gut beschrieben und erklärt worden. Es ist eine gute Idee, dort alles nachzulesen, was in diesem Artikel an Hintergrund fehlt.
Ursprünglich hing nur ein Schild an dem Bau, das informierte, daß in der Reichskristallnacht die Synagoge „geschändet“ worden war (Wortlaut laut (1)). 1953 wurde sie dann in ein Trafohäuschen umgewidmet, was in architektonischer Hinsicht die Folgen der Schändung in der Reichskristallnacht nur noch verdeutlichte, da der Bau ungefähr in den 70ern (2) oder Anfang der 50er (5, S. 18) ziemlich gründlich umgebaut wurde: „Dabei werden die Dachkonstruktion, der Eingangs- sowie der Torahschreinvorbau zerstört.“(1)
Es läßt sich also sagen, daß das Bethaus geprügelt, mißbraucht und dann einbalsamiert wurde. Wir könnten auch sagen, es wurde verprügelt, dann verloren, vergessen oder weggeworfen, anschließend hat sich wer wiedererinnert und es in neuen, aber deutlich anderen Würden eingesetzt.

Ansichtssache 1: der Zweck des „Denk-Mal Marpe Lanefesch“

In Anbetracht der Ignoranz des Verfassers dieses Artikels betreffs der meisten nicht begrifflich vermittelten Sachverhalte ist es wohl am einfachsten und naheliegendsten, die Bedeutung der Sache zunächst aus der Bedeutung ihres Namens abzuleiten zu versuchen: also aus „Denk-Mal“ und aus „Marpe Lanefesch“ und aus deren gemeinsamen Auftreten.
„Denk-Mal“ läßt sich ohne viel Nachdenken in drei Weisen lesen: als das herkömmliche Denkmal: ein Mal, das zum Denken oder Gedenken anregen soll, aber falsch geschrieben. Die nächste Idee, die sich aufdrängt, ist die Aufforderung „denk mal!“, was dem Verfasser ja wahrscheinlich die ganzen Schwierigkeiten hier beschert hat. Ebenfalls ziemlich unvermittelt ist das Verständnis von „Denk-Mal“ als ein Mal, das vom Denken kommt: ähnlich wie ein Muttermal oder ein Wundmal, also eine Narbe. Diese Verständnismöglichkeiten sind eigentlich so offensichtlich, daß sie fast sicher richtig sind.
„Marpe Lanefesch“ ist hebräisch (ich kann kein hebräisch) und heißt Heilung der Seele. Es ist unklar, wessen Seele geheilt wird, und es sagt nicht, wie die Heilung eigentlich aussieht, und es sagt vor allem nicht, was der Seele eigentlich fehlt. Aber vermutlich ist eine gut abgeheilte Seele in jedem Falle wünschenswert, selbst wenn sie ursprünglich nicht verletzt oder krank war. Es ist also von einer unbestimmt beschädigten Seele auszugehen, der Heilung zuteil wird. Heilung selbst kann hier durch sich selbst (eine Wunde heilt) oder mittels äußerem Agens (die Ärztin heilt) vonstatten gehen, das läßt sich aus dem Kontext aber nicht ohne weiteres sagen. Auch die passive Wendung ist gebräuchlich (etwas wird geheilt). Weiters ist oft noch ein Mittel oder Agens in anderem Sinne in der Heilung involviert, z.B. eine Medizin oder eine Massage.
Als vorgreifende Interpretation auf die Agenten läßt sich sagen, daß es wohl Personen sein müßten. Diesbezüglich ist die mittlere Glasplatte im Boden zu bemerken, die mit dem Inhalt des folgenden Dokuments bedruckt ist: *„Schreiben der Wiener Staatspolizei vom 10.11.1938, enthält alle Synagogen Wiens, durchgestrichen, mit den Namen der dafür Verantwortlichen [...].“* (5, S. 18)
Aus dem Zusammenhang ist ziemlich klar, daß die Verantwortlichen Verantwortliche für die Zerstörung der Synagogen sind. (Wenn diese Annahme aber falsch ist, und ich kann sie aufgrund meiner sehr mangelhaften Recherchetätigkeit nicht besser untermauern, dann sind alle auf ihr beruhenden Schlußfolgerungen zwar hoffentlich trotzdem folgerichtig, aber leider nicht sachlich.) Da für diese Gruppe von Verantwortlichen nur schwer seelenheilende Wirkung konstatiert werden können wird, werden sie nicht als direkte Agenten der Heilung zu nennen sein. Generell also läßt sich nicht gleich sagen, ob überhaupt wer, und – wenn ja – wer heilt, oder wovon die Seele geheilt wird.

Wie ist nun der Bezug der beiden Begriffe „Denk-Mal“ und „Marpe Lanefesch“ aufeinander festzulegen? Neben der eher verwegenen Theorie einer rein zufälligen Aneinanderreihung der beiden, ist ein Kausalverhältnis oder zumindest ein örtlicher Zusammenhang zwischen ersterem und letzterem zu vermuten: ein Denkmal, wodurch – oder eben zumindest wo – Heilung der Seele stattfindet. Eine andere Variante ist es, das Wort Denkmal in seiner üblichsten Verweisstruktur zu sehen, und die beiden als „Denkmal für die Heilung der Seele“ zu verstehen.

„Denk-Mal für“ oder „Denk-Mal wo“ oder „Denk-Mal wodurch“

Welche Bedeutungen der beiden sind für diese Varianten am besten geeignet? Ein Denkmal im eigentlichen Sinn des Wortes und wie es in Denkmalschutz verwendet wird, ist sicherlich eine gute Grundlage für den örtlichen Bezug zwischen den beiden: Ein Denkmal ist ein Gegenstand und hat so seinen Ort, und wo ein Ort ist, kann formal etwas geschehen, in diesem Fall Heilung. Aber es wird sich der Ort, und vor allem dieser Ort hier, nicht oder nur schlecht von seiner Geschichte lösen lassen, vor allem wenn versucht wird zu begründen, warum ein Denkmal ein besonderer Ort sein kann oder sollte, und dieser Ort eben ein denkmalwürdiger ist, im Unterschied zum Baum daneben. Also wird über die rein örtliche Beziehung der beiden auch noch ein kausales Verhältnis anzunehmen sein: Weil dieses Denk-Mal dieses Denk-Mal ist, kommt es zur Heilung der Seele. Der Ort selbst, als nicht besonderer, scheint mir (in diesem Fall) immun gegen seine Geschichte.
Was diesen Ort von einem sonnenflüchtigen Mondkrater unterscheidet, ist, daß es am ersten Ort Leute gibt, die dort sind und sich was über diesen Ort denken: So wird aus einem Ort ein besonderer Ort. Und wenn sie sich denken, was dort passiert ist, z.B. weil sie etwas lesen, das wer auf ein Schild dort hingeschrieben hat, sich also irgendwie erinnern, dann ist der Ort nicht mehr immun gegen seine Geschichte. Und wenn sie dann auch noch über das bloße Erinnern hinaus dazu kommen, sich etwas beim Erinnern zu denken, dann könnte von Gedenken die Rede sein.
Damit wäre also der „Denk-Mal“ Begriff ganz gut vereinbar: Das „Denk-Mal“ ist ein Denkmal als Ort, es ist eine Aufforderung zum Denken, da ein Schild dranhängt. Und nicht nur ein Schild – das Gebäude, in seiner neuen Form, hat einige Facetten mehr als eine bloße Gedenktafel: Reichlicher Einsatz von Glas soll eine Befindlichkeit erzeugen, die auf Verwundbarkeit hinweist, berichtet (4): *„'Durch die Transparenz des Ergänzungsmaterial [sic] ergibt sich ein Innenraum mit besonderer Körperwahrnehmung: ein Raum, der keinen Schutz bietet, der sich auf die Dauer ungemütlich auf die Körperwahrnehmung auswirkt', schildert Antova und hofft auf die sensibilisierende Wahrnehmung dieses Effekts.“*
Wo kommt dann das Moment der Heilung hinzu? Dieser Ort, der bedrückt, anstachelt und erzählt, und dadurch seine verschiedenen Funktionen als Denk-Mal erfüllen soll, soll auch irgendwie eine Heilung der Seele in seinem Namen rechtfertigen können. Es wird wohl nichts überbleiben, als nach dem Grund für die Notwendigkeit einer Heilung der Seele zu fragen, denn wo sollte sich sonst dieser Widerspruch auflösen, daß ein so häßlicher Ort eine Genesung bewirkt? Welche eigenartige Verletzung verlangt so eine eigentümliche Heilung?

Ansichtssache 2: Wie das Denk-Mal funktioniert

Heilung soll also durch die Anleitung zur Erinnerung, also eine Erzählung, geleistet werden. Die Elemente, die die Erzählung „etwas heilt von etwas durch etwas“ tragen, sind zusammengefaßt folgende: Eine Seele erfährt Heilung (da sie nicht näher bezeichnet wird, bringt es am wenigsten in Verlegenheit, die Seele als Verletzte zu sehen, wenn auch nicht klar wird, was die Verletzung ist). Die Liste der Namen der Verantwortlichen muß mit dem Bau kontrastiert werden, und zwar am besten als ein Hinweis auf die Art der Verletzung. Denn das ist ja das Wesentliche, was noch zur Konstruktion der Geschichte fehlt: eine Handlung, die die Notwendigkeit dieses Denk-Mals begründet, nämlich warum das Denkmal eine Narbe ist und wie die Verletzung aussah.
Und geheilt wird, indem der Aufforderung des Denk-Mals nachgekommen wird. Das Gebäude mit dieser glasklar dargestellten Geschichte ist so also ein Seelenheilmittel.
Die Therapie mittels dieses Gebäudes scheint nur noch in einer Hinsicht unterbestimmt oder zu allgemein gehalten zu sein: Was genau die Verletzung unserer konkreten Seelen ist. Ohne diese Bestimmung ist das Denk-Mal eine Intention, die leicht ins Leere läuft, indem nicht gesagt wird, ob wir, die vorbeigehenden Seelen, heilungsbedürftig sind, und was die Verletzung unserer Seelen sein könnte. Der große Fortschritt, in einem Denkmal die Liste der Verantwortlichen zu integrieren, ist eine durchaus willkommene und konkrete Anklage, verweist aber nicht direkt auf dasjenige, das die Narbe in den Seelen der Vorbeigehenden sein könnte.

pma

Verweise:
1) http://de.wikipedia.org/wiki/Synagoge_im_alten_AKH_Wien
2) http://tinyurl.com/vz366 (www.dieuniversitaet-online.at)
3) http://minnaantova.com/raeume/raeume1_5.html
4) http://tinyurl.com/ylqcue (www.dieuniversitaet-online.at)
5) ÖH Uni Wien und andere: gezeit:geräumt. Zeitung der FV Gewi 06/2006

Achilles gibt Fersengeld

Wie der griechische Läufer, auf der Flucht vor Philosophie und Sophisterei, die Schildkröte in Grund und Boden läuft.

Das bekannte Paradoxon von Achilles und der Schildkröte soll den Beginn dieser Serie über gelöste und ungelöste Probleme der Mathematik bilden, in der stets eine Konstruktionsanleitung gegeben werden soll, durch die der Leser, gleichsam auf die Baugrube der Verständnislosigkeit, die sich anfänglich vielleicht auftun mag, einen Stein nach dem anderen zu setzen aufgefordert ist, um am Ende die schönen und glanzvollen Gebäude der mathematischen Logik zum Erstrahlen zu bringen.

Das Gleichnis von Achilles und der Schildkröte also, das der Schüler des Parmenides, Zenon von Elea, im 5. Jh. v.Ch. dazu benutzte, um im Sinne seines Lehrers zu beweisen, dass keine Bewegung möglich sei, stellt bekanntlich die These auf, dass Achilles, der schnellste Läufer der Antike, die Schildkröte nie einholen könne, sofern ihr nur ein kleiner Vorsprung eingeräumt würde, da er zunächst erst den Punkt erreichen müsse, den die Schildkröte gerade beim gleichzeitigen Start verlassen habe, wenn er jenen gewonnen hätte, die Schildkröte aber wieder ein Stück weiter getrottet wäre usw. Zwar würde der Abstand immer kleiner werden, überholen könne er sie aber nie.
Aristoteles beschreibt in der „Physik“ eine einfachere Version dieses Gleichnisses, die ebenfalls auf Zenon zurückgehen soll und dieselbe Problematik behandelt. Er beschreibt, dass ein Läufer, selbst in Abwesenheit jeglicher Kriechtiere, nicht in der Lage wäre, ein Stadion zu durchmessen, denn zunächst müsse er die Hälfte des Stadions durchlaufen, dann von jener wieder die Hälfte usw. Obwohl die Strecken und damit auch die Zeitspannen immer kürzer würden, wäre es dennoch eine unendliche Summe von Zeiteinheiten und daher müsse die Gesamtzeit ebenfalls unendlich sein.
Der Begriff Paradoxon rührt nun daher, dass wir selbstverständlich wissen, dass der Läufer, sofern ihm unterwegs nichts zustößt (Herzinfarkt) und er keinen abrupten Sinneswandel durchmacht, sehr wohl von einem Ende des Stadions zum anderen laufen kann bzw. der gefürchtete Achilles der Schildkröte bereits aus dem Gesichtsfeld entschwunden sein wird, bevor diese einmal „Ferse“ sagen kann. Zeigt uns diese Tatsache nun, dass die Mathematik durch ihre Abstraktion und ihre lebensfernen Begriffe („unendlich!!“) nicht mehr in Bezug zur Realität gesetzt werden kann oder dass wir einfach nicht in der Lage sind, mit derartigen Begriffen umzugehen und sinnvolle Aussagen zu tätigen. Wie die schulmeisterliche Formulierung dieser rhetorischen Frage suggeriert: weder noch. Ganz im Gegenteil soll gezeigt werden, dass in der Formulierung des Paradoxons in sophistischer Weise der Fehler begangen wurde, mathematische Begriff einzuführen, ohne ein Umfeld zu schaffen, in dem derartige Begriffe anwendbar sind, und andererseits soll die mathematisch korrekte und schöne Lösung für diese Fragestellung geliefert werden.
Der Begriff, der sich aus mathematischer Sicht aufdrängt, lautet: Geometrische Reihe. Unter diesem Blickwinkel lässt sich die Aufgabe folgendermaßen formulieren: Für die Hälfte der Strecke möge der Läufer eine Zeiteinheit benötigen, für ein Viertel 1/2 Zeiteinheit für ein Achtel 1/4 = $1/2^2$ Zeiteinheit usw. Für n Abschnitte benötigt er also die Zeit

$$t_n = 1 + 1/2 + 1/2^2 + \ldots + 1/2^{n-1}$$

Wir behaupten nun, dass diese Summe für alle n kleiner 2 ist. Das heißt, egal wie groß wir n wählen, die Summe bleibt immer kleiner als 2. Nun sind wir leider nicht in der Lage, die Rechnung für alle beliebigen natürlichen Zahlen (0, 1, 2, 3, …) durchzuführen, und selbst wenn wir die Summe für eine „verdammt“ große Zahl n ausrechnen würden, könnten böse, uns feindselig gesonnene Individuen voller Niedertracht behaupten, dass es vielleicht eine Zahl n gäbe, die so groß wäre, dass die Rechnung nicht mehr stimmte. Wären wir nun Philosophen, müssten wir uns mit sauren Mienen daranmachen, eine Erwiderung zu formulieren, in der wir erklärten, dass es aufgrund der Harmonie der göttlichen Schöpfung bzw. der Idee des Guten und Schönen oder aufgrund des logischen Regresses der substantiellen Dialektik (im Wittgenstein'schen Sinne) ganz ausgeschlossen sei, dass eine noch verdammt größere Zahl unsere schönen Ausführungen verdammen könne und außerdem solle man es mehr mit dem Kant`schen Katalonischen Indikativ und weniger mit der Eristischen Dialektik von Schopenhauer halten …
Zum Glück sind wir keine Philosophen und deshalb sind wir in der Lage, mit solchen Problemen fertig zu werden. Gerade das ist die schöne und einzigartige Eigenschaft der Mathematik: klare Antworten, auch auf allgemeine Fragen. Um dies zu untermauern, wollen wir die Frage noch allgemeiner formulieren und beweisen. Betrachten wir dazu folgenden Satz[1]:

Satz 1: Sei $q \neq 1$ eine beliebige reelle Zahl, n eine natürliche Zahl. Dann gilt:

$$1 + q + q^2 + \ldots + q^n = \frac{1 - q^{n+1}}{1 - q}$$

Beweis: Sei $s = 1 + q + q^2 + \ldots + q^n$.

Dann gilt: $s \cdot q = q + q^2 + \ldots + q^n + q^{n+1}$.

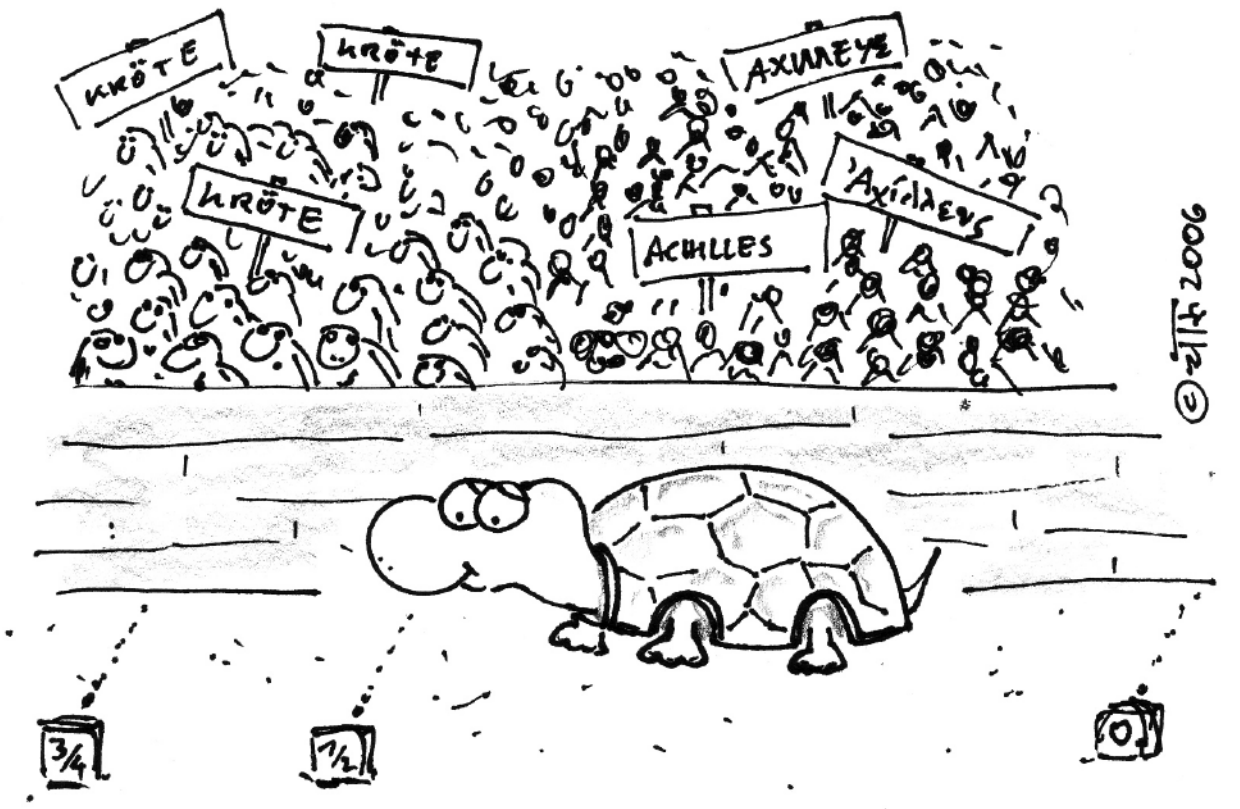
Daraus folgt: $s - s \cdot q = s \cdot (1 - q) = 1 - q^{n+1}$. (alle anderen Glieder der Summe kommen in beiden Ausdrücken vor und subtrahieren sich daher auf 0)

Dividieren wir nun noch durch $(1 - q)$, so folgt die Behauptung.

Da nun aber 1/2 ungleich 1 ist, folgt aus $(1 - 1/2^{1+n})/(1 - 1/2) < 2$ die obige Behauptung (natürlich unter der Voraussetzung dass $1/2^{1+n}$ immer positiv und kleiner 1 bleibt, was aber direkt aus den Axiomen folgt!), und zwar für alle n (auch für verdammt große n), weil wir für den Beweis keine weiteren Einschränkungen benötigt haben.

„Damit wissen wir aber noch nicht viel“, mag nun der eingangs erwähnte Nörgler einwenden, „denn auch wenn die Strecke, die der Läufer in einer, zwar beliebig großen, aber immer noch endlichen

1 Zum Beweis benötigen wir nun die Axiome der reellen Zahlen, die wir hier in diesem Rahmen leider nicht ausführen können. Allerdings sind sie in der online-Version dieses Artikels auf www.derbagger.org als Anhang angefügt.



Anzahl von Zeiteinheiten zurücklegt, kleiner 2 ist, heißt das noch lange nicht, dass auch die unendliche Summe solcher Zeiteinheiten eine endliche Zeit ergibt. Wenn ich die Zahl „1“ n mal zu sich selbst addiere, kommt n+1 heraus, mache ich das aber unendlich oft, so kommt eben nichts, sicher aber nichts Endliches dabei heraus, daher haben wir bis jetzt noch nichts gezeigt!“
Diesen Einwand des ewigen Nörglers müssen wir gelten lassen, mit überlegener, händereibender Vorfreude können wir aber entgegnen, dass wir den Einwand, so wohlersonnen er auch sein mag, in Bälde pulverisieren werden. Dazu benötigen wir den wunderschönen Begriff der Konvergenz.
Als kleine Vorbemerkung sollten wir uns die Definition einer Folge in Erinnerung rufen:

Definition 1: *Eine **Folge** ist eine Funktion von den natürlichen Zahlen (N) auf eine beliebige Menge X, wobei man sie meist in der Form* $(x_0, x_1, x_2, \ldots, x_n, x_{n+1}, \ldots)$ *kurz* (x_n) *angibt, wobei n alle natürlichen Zahlen durchläuft.*

Wir wollen im vorliegenden Text immer Folgen reeller Zahlen (R) betrachten, d.h. die Bildwerte der Funktion liegen in R. Kommen wir nun zum Begriff der Konvergenz:

Definition 2: *Eine Folge* (x_n) *konvergiert (oder strebt) gegen x, wenn es zu jeder Zahl ε > 0 einen Index* n_0 *gibt, sodass für alle* $n > n_0(\varepsilon)$ *gilt:*

$$|x_n - x| < \varepsilon$$

x heißt der Grenzwert oder Limes von (x_n) *(Schreibweise:* $x_n \to x$ *)*

Das heißt also, eine Folge konvergiert genau dann gegen x, wenn wir für jede sogenannte ε-Umgebung von x (alle Zahlen, deren Abstand von x kleiner als e ist) ein n_0, also eine natürliche Zahl angeben können, ab der alle Folgenwerte innerhalb dieser ε-Umgebung liegen.

Exkurs: Die Statik von „unendlichen Prozessen“: Manchem mag es etwas schwer im Magen liegen, dass wir hier so frisch und fröhlich über scheinbare Prozesse sprechen, die unendlich oft für unendlich viele Elemente durchgeführt werden müssen und daher auch unendlich lange dauern müssen. Kann man also überhaupt Aussagen über solche „Prozesse“ machen, wie Konvergenz, bei denen sich etwas irgendetwas anderem „annähert“ und es doch nie erreicht usw.?

Diese Annahmen und Zweifel beruhen jedoch auf dem Vorurteil, dass es sich bei Folgen, ob konvergent oder nicht, um dynamische Prozesse handelt: Die Folgenglieder springen auf der Zahlengerade hin und her und „nähern“ sich ihrem Grenzwert an, ohne ihn jemals zu erreichen. Diese Vorstellung ist zwar anschaulich, aber unmathematisch. Mathematische Existenz ist nie dynamisch, sondern statisch. Eine Folge, als Spezialfall einer Funktion, existiert durch ihre Definition, und zwar bis zum „letzten“ Glied. Genauso wie die Funktion $f(x) = x^2$, definiert auf **R**, und ihr Wertebereich nicht erst dadurch existent werden, dass man sie für einzelne Werte berechnet, gilt dies für Folgen, ihre Limiten und schließlich auch für **R**, **N**, **Q** (rationale Zahlen), **C** (komplexe Zahlen) selbst, da man niemals alle ihre Elemente angeben kann. Wir kennen jedoch den Wertebereich von $f(x) = x^2$, auch ohne alle Werte der Funktion berechnet zu haben (was selbstverständlich unmöglich ist), dieser ist nämlich $\mathbf{R}^+$, also die positiven reellen Zahlen (was wiederum eine schöne Folgerung aus den Axiomen ist).

Beispiele für Konvergenz:

1.) Die Folge $x_n = a$ für alle n, konvergiert gegen a, was nicht weiter überrascht.

2.) Die Folge $x_n = \frac{1}{n}$ konvergiert gegen 0.

Das ist eine Folgerung aus dem **Satz von Eudoxos**, welcher besagt, dass es zu jeder reellen Zahl ε eine natürliche Zahl n gibt, sodass $\frac{1}{n} < \varepsilon$ gilt. Dieser folgt wiederum aus dem **Satz von Archimedes**, welcher besagt, dass es zu jeder reellen Zahl a ein n aus **N** gibt, mit $n > a$. Damit folgt nämlich für jedes ε die Existenz von einem n_0 mit $n_0 > \frac{1}{\varepsilon}$ und damit $\frac{1}{n_0} < \varepsilon$ direkt aus den Axiomen. Anders ausgedrückt: Kann man zeigen, dass die natürlichen Zahlen nicht nach oben beschränkt sind (Satz von Archimedes), was man unter zu Hilfenahme des sogenannten Supremumsprinzipes direkt aus den Axiomen zeigen kann, so folgt die Konvergenz von (x_n) aus der Definition 1.

Wir wollen den Beweis, dass es zu jeder beliebigen reellen Zahl eine natürliche gibt, die größer ist, der „Intuition“ des Lesers überlassen und uns wieder dem eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung zuwenden. Wir haben nämlich weiter oben bereits eine interessante Folge definiert. Man erinnere sich an den Ausdruck $t_n = 1 + 1/2 + 1/2^2 + \ldots + 1/2^{n-1}$.
Mit den neuen Begriffen, die uns jetzt zur Verfügung stehen, können wir eindeutig sagen, dass es sich hierbei um eine Folge t_n handelt. Bevor wir nun die spannende Frage stellen wollen, ob es sich um eine konvergente Folge handelt, wollen wir noch den Begriff der Reihe einführen.

Definition 3: *Eine Folge* (s_n) *von Teilsummen einer anderen Folge* a_n *also:*

$$s_0 = a_0, \quad s_1 = a_0 + a_1, \quad \cdots, \quad s_n = a_0 + a_1 + \ldots + a_n$$

heißt unendliche Reihe.
Man schreibt für diese unendliche Reihe auch:

$$\sum_{n=0}^{\infty} a_n$$

*Eine unendliche Reihe heißt **konvergent**, wenn die Folge ihrer Teilsummen* s_n *konvergiert. Man schreibt dann* $s_n \to s$ *oder*

$$\sum_{n=0}^{\infty} a_n = s.$$

Damit haben wir nun unsere Folge als unendliche Reihe identifiziert und können sie als

$$1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2^2} + \frac{1}{2^3} + \ldots + \frac{1}{2^n} + \ldots = \sum_{n=0}^{\infty} \frac{1}{2^n}$$

schreiben. Diese Reihe ist ein Spezialfall der sogenannten geometrischen Reihe. Ist diese Reihe nun konvergent, so hat Achilles gewonnen, ist sie divergent (d.h. die Summer existiert nicht, ist also „unendlich“, d.h. keine Zahl), so gewinnt die Schildkröte.
Wie soll man aber nun feststellen, ob eine unendliche Summe konvergiert? Die Problematik scheint auch durch die wunderschönen Definitionen noch nicht entschärft zu sein. Wenn man die Definitionen jedoch genau betrachtet, so gibt es sehr wohl einen Weg, das herauszufinden. Dazu sehen wir uns noch einmal die Definition der Konvergenz von Folgen an: Demnach konvergiert eine Folge gegen x, wenn es zu jeder Zahl ε > 0 einen Index n_0 gibt, sodass für alle $n > n_0(\varepsilon)$ gilt: $|x_n - x| < \varepsilon$. Können wir also zu einem beliebig vorgegebenen ε ein n_0 angeben, sodass die Bedingung $|x_n - x| < \varepsilon$ für alle $n > n_0(\varepsilon)$ gilt, dann haben wir die Konvergenz bewiesen! Genau das wollen wir nun durchführen.

Satz 2: *Die Reihe* $\sum_{n=0}^{\infty} \frac{1}{2^n}$ *ist konvergent und ihr Grenzwert ist 2.*

Beweis: Als Voraussetzung benötigen wir das Resultat: $2^n > n$. Schweren Herzens wollen wir das der „Intuition“ der Leser überlassen.

Fortsetzung von Seite 8.

Damit folgt aus *Beispiele für Konvergenz* 2), dass $\frac{1}{2^n} \to 0$ gilt.

Aus *Satz 1* kennen wir bereits die Werte der Folge der Teilsummen s_n, wir erhalten diese nämlich, indem wir für q „2“ in folgende Formel setzen:

$$s_n = 1 + q + q^2 + \ldots + q^n = \frac{1-q^{n+1}}{1-q}$$

also:

$$s_n = 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2^2} + \ldots + \frac{1}{2^n} = \frac{1-\frac{1}{2^{n+1}}}{1-\frac{1}{2}} = 2 - 2\frac{1}{2^{n+1}}$$

Zu einem beliebig vorgegebenen $\varepsilon > 0$ finden wir nun wegen $\frac{1}{2^n} \to 0$ ein n_1 mit $\frac{1}{2^n} < \varepsilon$ und daher als einfache Folgerung auch ein n_0 mit $\frac{1}{2^n} < \frac{1}{2}\varepsilon$ für alle $n > n_0$. Damit gilt aber für alle s_n mit $n > n_0$ $|s_n - 2| = \left|2\frac{1}{2^{n+1}}\right| < \varepsilon$ und das war gerade die Bedingung für die Konvergenz.

Damit haben wir also gezeigt, daß $\sum_{n=0}^{\infty} \frac{1}{2^n}$ konvergiert und dass der Grenzwert 2 ist und damit auch, dass die Schildkröte das Nachsehen haben wird. Gleichzeit haben wir bewiesen, dass der Läufer, der für eine Hälfte der Strecke eine Zeiteinheit benötigt, für die gesamte Strecke 2 Zeiteinheiten braucht, was mache vielleicht intuitiv schon vermutet hätten. Würde der ewige Nörgler, der mittlerweile eigentlich besser seinen Mund hielte, noch einwenden, dass das Resultat der Konvergenz der geometrischen Reihe nicht auf reale Probleme angewandt wenden kann, sondern sich allein im Geiste von verschrobenen Mathematikern als stimmig herausstellen kann, so sei ihm erwidert, dass schon das grundlegende Problem, nämlich das unaufhörliche Teilen einer Strecke und das Rechnen mit unendlich vielen Zeiteinheiten nicht aus Erfahrungen in der „realen Welt“ gründen kann und dass, wer die Lösung nicht akzeptiert, das Problem selbst nicht akzeptieren darf, weil das Problem allein erst durch Anwenden von mathematischen Konstruktionen entsteht. Damit bisse sich die Katze in den Schwanz und die ganze schöne Argumentation wäre umsonst gewesen.

Da wir aber hoffen, dass wir alle etwas daraus gelernt haben, soll am Schluss noch die Empfehlung stehen, allgemein weniger zu nörgeln und sich mehr an den wunderschönen Baustellen der reinen Logik zu versuchen.

clr

Baggterien

Scheinbar mit links wird täglich Neues erschaffen, Vorhandenes vervielfältigt. In ein paar Zeilen bekommen Sie einen tiefen Einblick ins Tagesgeschäft der Natur.

Wenn Sie ein Haus bauen wollen, brauchen Sie einen Plan. Einen Bauplan. In diesem steht dann, wie tief das Loch für den Keller sein muss, wie viele Ziegel wo gestapelt werden müssen, wo ein Fenster hinkommt und so weiter. Alles, was getan werden muss, um ein Haus entstehen zu lassen, ist auf diesem Plan verzeichnet. Allerdings steht nirgendwo, wer das alles machen soll. Wer die ganzen Ziegel schleppen soll. Wer die Türen und Fenster einbaut und wer die Zimmer ausmalt. Das ist irgendwie nicht verwunderlich, denn der Plan wurde ja von einem Menschen geschrieben. Ich sage das jetzt sehr ungern aber wir – das schließt mich mit ein – sind nicht perfekt. Man(n) gesteht sich das selten ein, aber ***die*** Natur (ein Weibsstück) kann das besser:

Die Natur baut selten ein Haus, darum möchte ich Ihr Können am Bauplan eines Baggteriums veranschaulichen. Der Plan heißt Genom und ist in einem ziemlichen Kauderwelsch geschrieben. Unser Hausplan ist von technischer Vollendung, auf einen Blick weiß man, was das einmal werden soll. Das Genom ist nicht schön anzusehen, als Mensch sieht man es eigentlich überhaupt nicht. Es ist eine Kette komplizierter chemischer Verbindungen (Nucleotide bzw. Basen) mit Seitenketten, Ringen und allerhand chemischen Schnickschnaks, was man vereinfacht auch als Buchstabenreihe darstellen kann. Ich mache einmal einen Anfang und lese so ins Genom eines Baggteriums hinein:
ATGTTGCGGGCATTCGTAATGCTCATATAGC
AACGTCAATTTCACAGCAATTCGCAAGAGAG
CCAACACAAATCGTATTGGGGCCCCTTCCGT
CGATCAGGCTCAACATATGGCCCCTTGCCGT
CGATCAGGC TCAACATA... usw
A, T, G, C. Nur diese vier Buchstaben. Das wirkt jetzt etwas unhandlich, eine Zeichnung wäre vielen wohl lieber gewesen. Es ist jedoch klar, dass das ein Code sein muss, denn es finden sich keine Höhen oder Breitenangaben irgendwelcher Art. Nichts lässt auf eine Anleitung zum Bau eines Baggteriums schließen.
Zum Glück ist der Code nicht schwer zu entschlüsseln. Immer drei Buchstaben ergeben einen Ziegel. ATG heißt START. Mathematisch ergibt das bei vier Elementen blablabla viele Kombinationsmöglichkeiten, das würde jetzt blablabla viele Ziegel ergeben. Aber hey, das Leben ist gar nicht so kompliziert, es gibt nur 20 verschiedene Ziegel (Aminosäuren). Für ein und denselben Ziegel gibt es folglich mehr als einen Code, anders gesagt: Ein Ziegel kann unterschiedlich codiert sein. Jetzt wissen wir also, welche Ziegel wir für den Bau unseres Baggterium, benötigen, doch wie groß soll es werden? Welche Form soll es haben? Wo sind die Höhenangaben? Wie dick wird es? Was wird es können?

Viele Fragen. Die Natur löst sie mit vollendeter Eleganz. Wir lehnen uns zurück und dürfen heute einmal zuschauen. Die Ziegel bilden wieder Ketten, genau in der Reihenfolge, wie sie auf der DNA codiert sind. Es entstehen unterschiedlich lange Ketten, die sich verschieden winden und falten. In diesem Moment offenbart die Natur ihre Genialität. Ein Teil dieser Ketten (auch Proteine genannt) sind nämlich ziemliche Wiffzacks (man nennt sie hin und wieder auch Enzyme). Diese Kerlchen leisten ganze Arbeit. Sie bauen nicht nur das Baggterium auf, sondern regeln dann im Fertigbau auch noch alle Abläufe. Das ist so, als würden die Maurer und Installateure eines Restaurants nach der Fertigstellung noch als Koch und Kellner arbeiten. Da wird Zucker in Energie verbrannt, Sauerstoff veratmet und Sonne getankt. Die Enzyme sind die Hackler am Bau, während der Rest der Proteine verarbeitet wird. Proteine können als Türen verwendet werden oder als Baugerüst. Verbaut werden aber nicht nur Proteine, sondern zum Beispiel auch Lipide (Fette) oder Polysaccharide (Zuckerverbindungen). Die Größe des Baggteriums wird schließlich durch die Anzahl der codierten Proteine bestimmt und von den physikalischen Beschränkungen der Bauweise. In dem Punkt sind wir also doch der Natur überlegen, denn einen Wolkenkratzer bekommt man eben nur mit Stahlbeton zustande.

cr

Befragen Sie die Sterne mit Madame Crystal!

Das Horoskop

In letzter Zeit fühlen Sie sich etwas erschöpft, ausgelaugt, ausgehöhlt und ausgebrannt – Sie empfinden eine entsetzliche Leere, die Sie in all Ihrem Tun lähmt. Daran sind einerseits die sogenannten Sterne (qualifi- und zertifizierte Astrologiekundige sprechen auch gerne von Planeten und Häusern, wobei nicht ganz geklärt ist, was diese mit jenen zu tun haben).

Andererseits sind Sie zu einem Großteil natürlich selbst daran schuld.
Lassen Sie sich aber nicht entmutigen. Sie schaffen das schon. Richten Sie sich selbst auf, indem Sie beständig den Gedanken nähren, dass Sie ja ein guter Mensch sind. Seien Sie also weiter freundlich zu Ihrer unaufhörlich schnatternden Kollegenschaft, höflich zur keifenden Bassena-Schreckschraube, wenn Sie das Vergnügen haben, eine solche als Nachbarin zu haben, tätscheln Sie Ihrem Kind, das Ihnen wegen akuter Pubertät neuerdings ständig grinsend ins Gesicht spuckt, um sich anschließend zum Grasrauchen ins Kinderzimmer zurückzuziehen, den Kopf; spendieren Sie Ihrem mittlerweile stark übergewichtigen Lebensabschnittspartner ein strahlendes Lächeln zum Frühstück. Ignorieren Sie den massiven Einfluss Jupiters, der Ende Jänner aufgrund komplizierter stellarer Vorgänge für weitere Aufreibung in Ihrem Leben sorgt – stellen Sie sich auf Konflikte ein! Besinnen Sie sich wiederum auf Ihre eigene Güte und wehren Sie Angreifer gekonnt ab, indem Sie Ruhe bewahren und auf diese Weise lässig die Oberhand gewinnen. Vergessen Sie nicht, die Kackratte mit einem zuckersüßen Lächeln zu bedenken!

Als schlechter Mensch haben Sie den Vorteil, dass Sie sich einen Dreck um andere Leute scheren können, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Das kann Ihnen niemand nehmen, nicht einmal Venus, die im Laufe der ersten Hälfte der dritten Jännerwoche eine interstellare Konjunktur mit dem äußersten Saturn-Ring aus dem Haus gegenüber eingeht. Sie sollten sich allerdings dennoch vorsehen, denn das alles wäre weit nicht so schlimm, wenn sich dieses ganze Theater nicht im Sternbild des kleinen Riesen-Stachelschweins abspielen würde – Ihrem Aszendenten ...! Seien Sie also auf der Hut: Jemand in Ihrer Nähe ist in dieser Zeit nicht davon abzubringen, beharrlich an das Gute in Ihnen zu glauben. Damit nicht genug, denn dieses scheinbar harmlose Miststück wird mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln danach trachten, es aus Ihnen „herauszukitzeln“. Bleiben Sie standhaft und lassen Sie sich auf nichts ein. Scheuen Sie nicht davor zurück, sich von Ihrer unfreundlichsten Seite zu zeigen, und sparen Sie nicht mit Beleidigungen. Allerdings sollten Sie aus einfachem Selbstzweck jegliche körperliche Auseinandersetzung vermeiden. Seien Sie klug und beschränken Sie sich auf rein verbale Schläge – diese tun Ihrem Opfer vermutlich viel mehr weh. Nach etwa zwei Erdenwochen haben Sie diese schwere Prüfung bestanden und können aufatmend in die freilich schwarze Zukunft blicken.

Baustellen der Lyrik

„Dichtung muß von allen gemacht werden, nicht nur von einem.“ (Comte de Lautréamont)

„Der Lenz ist da, denn überall reißt man die Straßen auf“, sang 1985 Reinhard Mey in seinem *Frühlingslied*. Was er auf seiner ansehnlichen Liste von Jahreszeit-Merkmalen fehlen ließ (vielleicht als Betroffener?): Nicht nur Knospen und Asphaltschichten brechen im Frühjahr, auch die Gemüter der Amateurdichter – und Aberdutzende Baggerschaufeln, nein, pardon, Federn (dergleichen Ergüsse geschehen selten am Computer) durchfurchen jungfräulichen Schreibuntergrund mit Straßen und Nebengäßchen.
Hier endet aber die Analogie bereits. Von allen Baustellen lieben wir bekanntlich die am meisten, die zumindest monate-, wenn nicht jahrelang Baustelle bleiben: Straßen, an denen veranschaulicht wird, daß sie mit einer oder einer halben von zwei Fahrspuren tadellos auskommen; Häuser, deren Stockwerkzahl ewig ungewiß bleibt; Rohrsysteme, die man lieber offen liegen läßt, um sich ihre sinnreichen Verzweigungen jederzeit neu in Erinnerung rufen zu können, und andere Prachtblüten des Städtebaus, wie sie jeder von uns vor dem Haus oder um die Ecke wuchern sieht. Jeder kann sie als Abenteuerspielplatz nutzen, den Arbeitern, wenn mal welche da sind, beim Arbeiten zusehen, ein Steinchen oder einen Zigarettenstummel in den Graben schnippen, er kann ein wenig Sand für sein Blumengärtchen mitnehmen, bei höheren Ansprüchen auch eine Rolle Kupferdraht oder eine neuwertige Mischmaschine. Regen wandelt die Geröllwüste zum Sumpf oder Steppensee im Wohnbezirk, Sturm verändert die Struktur der Baugerüste in höchst ästhetischer und lehrreicher Weise, und so schafft die Natur ständig mit am offenen Kunstwerk.
Im Gegensatz dazu dichten die meisten Leute *ex cathedra*; ihr Gedicht entsteht in einem gänzlich undemokratischen Prozeß unter Ausschluß der Öffentlichkeit, und dann stellen sie es vor die Welt zum Anstaunen hin wie den Eiffelturm oder den Moses des Michelangelo. Wer eine Zeile daran ändern wollte, würde als Vandale gebrandmarkt, wenn auch seine Änderung sich ausnähme wie ein vollendetes Graffito an einer urinfarbenen Bahnhofsmauer.
Muß das sein? Warum sollten selbstherrliche Verlagslektoren und Rechtschreib-Reformkommissionen die einzigen sein, die das Erscheinungsbild einer fertigen Dichtung verändern dürfen?

100 000 000 000 000 Sonette

Das dichterische Potential mathematischer Permutationen war schon den frühen Humanisten aufgegangen, nach ihnen den Barockdichtern, auch den deutschen: Philipp von Zesen, Johann Caspar Schade, allen voran Quirinus Kuhlmann im 41. seiner *Himmlischen Libes-Küsse*. Sie benutzten aber die „Proteus-Verse“ (benannt nach dem ewig die Gestalten wechselnden urgriechischen Meergott) nicht, um dem Leser die Chance zum Mitmachen zu geben, sondern nur, um die Inhalte ihrer Poeterei noch monumentaler hinzustellen – seien es nun Gedanken von philosophischer oder religiöser Tiefe oder nur das übermenschliche Ausmaß des eigenen Dichtertums. Zum Beispiel in dem Hexameter *Rex, lex, lux, sal, sol, pax, fax, mons, fons, petra Christus* („Fürst, Gesetz, Licht, Salz, Sonne, Friede, Leuchte, Berg, Quell, Fels ist Christus“) lassen sich zwar die ersten neun Worte 9!=362 880 mal umgruppieren, ohne das Versmaß zu beschädigen; der Sinn bleibt aber dabei auch haarscharf derselbe, und so hat der Leser von der Umstellerei nichts – es sei denn eine Meditation über die Unauslotbarkeit des Christusbegriffs.

Erst 1961 gab Raymond Queneau mit seinen *Cent mille milliards de poèmes* zum ersten Mal poetisches Material völlig in die Hand des Lesers. Wofür er mit seinem Namen geradestand, war nur ein schmales Bändchen mit zehn Sonetten (zu je 14 Versen, wie es sich gehört, und alle mit denselben Reimen: *-ise, -eaux, -otte, -oques, -in*); die aber waren mit großen Zeilenabständen auf starkes Papier gedruckt und dieses in Streifen von Versbreite geschnitten, so daß sich durch Blättern aus den 10 ersten, 10 zweiten ... 10 letzten Versen 99 999 999 999 990 weitere Kombinationen ergeben konnten.
Wenn man, so rechnet uns der Dichter vor, pro Minute ein neues Sonett erblättert und liest, 24 Stunden am Tag und 365 Tage im Jahr, so hat man gut 190 258 751 Jahre, während der man sich ununterbrochen im eigenen Klassikertum sonnen kann. Wer hat je solche Schaffenskraft an den Tag gelegt? Gut, man bedient sich dazu eines Bausatzes – aber nicht eines solchen, aus dem nur ein bestimmtes Flugzeugmodell entstehen kann, solange man nichts falsch macht, sondern eines klassischen Baukastens, wo jeder Stein auf jeden paßt: Heute wird es eine Ritterburg, morgen ein Bauernhof, übermorgen das Taj Mahal. Haben nicht die homerischen Epensänger mit ihren Formelversen genau dasselbe getan? Aber ihre Tradition ist versandet, Queneaus beginnt erst so richtig.

Volksdichtung, virtuell

Queneau starb 1976, vor Anbruch der Computer-Ära. Man kann ruhig voraussetzen, daß er das neue Spielzeug gerne benutzt hätte, um die Anzahl seiner Poeme in noch höhere Zehnerpotenzen explodieren zu lassen; vielleicht wäre er auch stolz gewesen, ein Büchlein verfaßt zu haben, kaum dicker als eine CD, aber mit einem Fassungsvermögen, das sich nicht in Megabytes, sondern nur in Tera-Sonetten angeben ließ. Die Verwalter seines Nachlasses, namentlich sein Sohn Jean-Marie Q., versuchen aber schon wieder, der Demokratisierung des Dichtertums via Internet einen Riegel vorzuschieben, und so sind Netzseiten wie *http://x42.com/active/queneau.html*, wo auf Mausklick ein Programm das Blättern erledigt und jedesmal ein neues Sonett zutage tritt (sogar mit Nachdichtung in Englisch und Schwedisch!), ständig durch Urheberrechtsklagen vom Aussterben bedroht. Andere, wie *http://userpage.fu-berlin.de/~cantsin/permutations/queneau/poemes/poemes.cgi*, „zitieren“ zum Selbstschutz nur ein paar ausgewählte Grundsonette – auf der Berliner Seite sind es fünf, es ergeben sich also nur schlappe 100 000 Variationsmöglichkeiten. Das schadet aber nichts; zum vollen Genuß des Werkes empfiehlt es sich ohnehin, das zerschnipselte Buch zu kaufen und die Streifchen, möglichst auf Wanderschaft in der freien Natur, dem Frühlings- oder Herbstwind zu überantworten; kein Sterblicher dichtet besser.

Stützen der Welt

Die *Hunderttausend Milliarden Gedichte* (so heißt die deutsche Nachdichtung von Ludwig Harig) sind gewiß ein Baukasten für gehobene Ansprüche, aber eben doch nur ein Baukasten. Was wir suchen, ist aber eine wirkliche Baustelle der Poesie – das literarische Äquivalent nicht eines Fertigteilhauses, sondern etwa des Kölner Doms, der seit dem Baubeginn am 15. August 1248 bis 1880 ununterbrochen ganz offiziell als Baustelle galt, so daß der aus dem 16. Jahrhundert stammende Baukran nicht weniger zur Silhouette der Stadt Köln gehörte als die Türme. Nicht nur unzählbare Handwerker, sondern auch Dutzende namhafte Baumeister hinterließen ihre Spuren; Baupläne versanken im Sand der Jahrhunderte, wurden von Archäologen wieder hervorgescharrt und zu Zeiten umgesetzt, von denen ihre Zeichner nie geträumt hätten. Selbst heute ist und bleibt der Dom im Bau, denn die Bomben der Alliierten haben auf ihre Weise mitgebaut, und die Abgase des Kölner Straßenverkehrs, zusammen mit sonstigem Umweltschmutz, tun es noch. All das behindert aber weder die Meßfeiern der Gläubigen im Dom, noch scheint es die Ruhe der als Reliquien stets anwesenden Heiligen Drei Könige zu stören. Im Gegenteil, gerade die Unfertigkeit verleiht dem Bauwerk eine zusätzliche kosmologische Funktion, denn wie der Kölner Volksmund weiß, „wenn dä Dom ens fädich es, jeiht dr Welt unter“. Wo findet sich eine ähnlich amorphe Struktur in sprachlicher Form – fest, schwer entbehrlich, unübersehbar, aber doch sichtbar fluktuierend?

Rebell Leber

Blutvoll, lebenswichtig und angesichts der althergebrachten Verschwisterung von Suff und Sangesfreude nicht einmal unerwartet, ist es gerade die Leber, die sich seit gut fünfhundert Jahren den Erstarrungstendenzen der europäischen Poesie widersetzt. Die Leber ist das literarische Pendant des Kölner Doms – genauer gesagt, der Leberreim. Seine Grundfesten lassen sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen; seine klassische Form zeichnete sich spätestens 1675 ab, in Georg Greflingers *Complementir-Büchlein [...] mit angefügtem Trenchir-Büchlein und züchtigen Tisch- und Leberreimen*: „Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Rochen: / Das Glück gibt manchem Fleisch, dem andern leere Knochen. / Doch werden beyde satt: und was noch ärger ist, / Ist, der es nicht verdient, daß der das beste frisst.“ So muß noch heute jeder, der – meist am Schanktisch – einen Leberreim wagt, zuerst feststellen, daß es sich um eine Hechtleber handelt, dann ihre etwa vermutete sonstige Herkunft verneinen und auf die letztere einen Reim finden; ein Sinnzusammenhang ist nicht ausdrücklich verboten, aber auch nicht nötig. Allerdings bleiben die Leberreime meist (nicht wie die ansonsten vergleichbaren Liedstrophen über die Wirtin von der Lahn) *züchtig*: Und zu all diesen Regeln, auch wenn im World Wide Web eine Form des Nibelungenverses sich der Leber weitgehend bemächtigt hat, sollte man tunlichst (sei es nur zum Andenken Queneaus) das Versmaß des Alexandriners strikt einhalten.

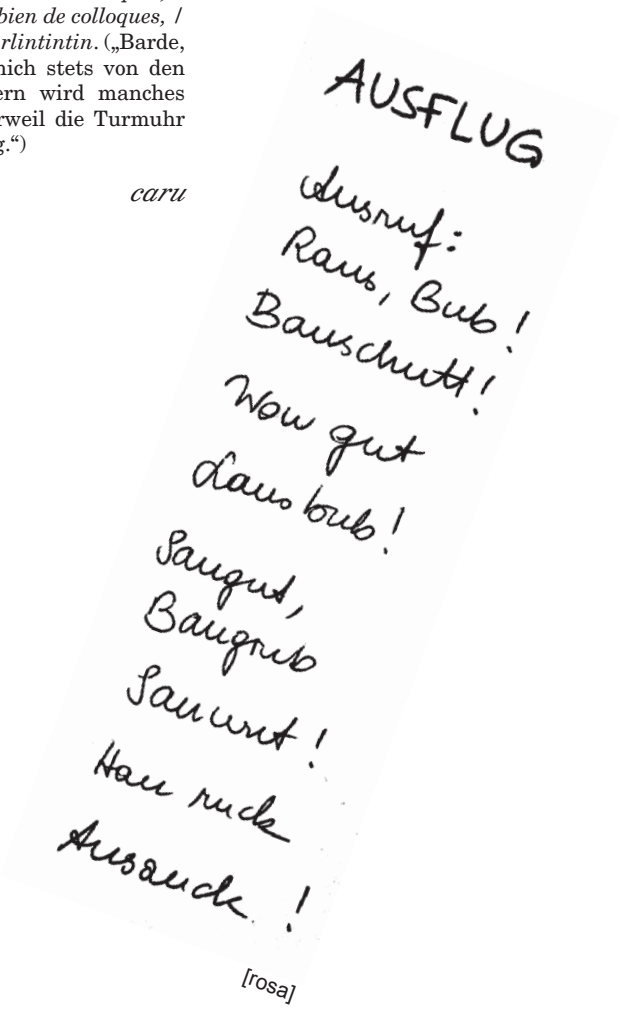
Organische Metamorphose

Innerhalb dieses Korsetts herrscht aber vollkommene Freiheit. Am nächsten liegt es zwar, die Zuordnung der Leber zu einem anderen Tier auszuschließen: „Die Leber ist vom Hecht und nicht vom Dintenfisch: / Ein Wassereimer wirkt besonders schöpferisch.“ (Karl Schimper, *Gedichte*, 1840) Jedoch, warum nicht auch Produkte der modernen vegetarischen Küche? *Die Leber ist vom Hecht und nicht von Sojabohnen; / denn hast du Mist gebaut, dann mußt du auch drin wohnen*. Oder ein politisches Statement, bei gleichzeitiger Absage an den Kannibalismus? *Die Leber ist vom Hecht und nicht von Helmut Kohl; / und ist im Kopf nichts drin, dann ist er eben hohl.* Und warum soll „von“ nicht ein Adelsprädikat sein? *Die Leber ist vom Hecht und nicht von Thurn und Taxis; / was im Prinzip nicht geht, geht auch nicht in der Praxis.* Das funktioniert sicher auch mit Anhalt-Zerbst/Herbst, Schaumburg-Lippe/Grippe, Hohenzollern/Kollern ... Dann gibt es auch organische Substanzen, die gewiß niemand zu seiner Nahrung braucht: *Die Leber ist vom Hecht und nicht von Elfenbein; / wer Elephanten schießt, ist ohnedies ein Schwein*. Und schließlich kann das „von“ auch schlicht auf lokale Herkunft deuten: *Die Leber ist vom Hecht, nicht sonst von irgendwo; / zwar geht es anders auch, ich mach' es trotzdem so.*

Damit haben wir den abstrakten Bereich betreten. Metaphorisch: *Die Leber ist vom Hecht und nicht von Gottes Gnaden; / denn wer den Spott schon hat, braucht nicht auch noch den Schaden*. Idiomatisch: *Die Leber ist vom Hecht und nicht von vornherein: / ein grüner Aal ist grün und kann nicht purpurn sein*. Adverbiell: *Die Leber ist vom Hecht und nicht von ungefähr; / selbst die von heute stinkt, als ob's schon morgen wär*. Schließlich metaphysisch jenseits aller Vernunft, mit Ineinssetzung von Herkunft und Nichtherkunft (hallo, Buddhisten!): *Die Leber ist vom Hecht und nicht vom Hecht in einem; / solch Meta-Hechtspruch ist besonders schwer zu reimen*.
Wie Queneau am Ende seines achten Grundsonetts anmerkt, *le métromane à force incarne le devin*: Der Versmaß-Freak kann nicht anders, als die Rolle des Sehers zu verkörpern, und sieht daher auch, daß er spätestens hier aufhören muß. *... Barde, que tu me plais! toujours tu soliloques; / grignoter des bretzels distrait bien de colloques, / quand la cloche se tait et son terlintintin*. („Barde, dein Selbstgespräch bringt mich stets von den Socken; / vom Brezelknabbern wird manches Gespräch recht trocken, / derweil die Turmuhr schweigt mit ihrem Klingeling.“)

caru

[cot]



[rosa]

Das Brechen der Ethno-Welle

Warum wir schrille Töne aus dem Orient lieben, den Musikantenstadl aber am liebsten warm abtragen würden.

Schon seit Jahren und mit nicht schwinden wollendem Interesse verfolgt und gefeiert, vollführt die so genannte „Ethno-Musik“ ihren nicht enden wollenden Siegeszug durch europäische Clubs und Veranstaltungslokale, Plattenläden und Kulturberichte. Dabei handelt es sich meistens um „modernisierte“ Volksmusik, die von Musikern unterschiedlichen Alters in unterschiedlichen Formationen und aus vielfältigen Ursprungsländern stammend vorgetragen wird. Publikum und Kritik brechen in standardisierte Begeisterung aus ob der kulturellen Vielfalt, die sich in den unterschiedlichen Musikstilen ausdrückt. Besonders beliebt und gefeiert sind dabei Multi-Kulti-Ethno-Bands, die sich aus zwei oder mehr Nationalitäten zusammensetzen und welche die unglaubliche Vielfalt zur Schau stellen, die entsteht, wenn sich aufgeschlossene Musiker unterschiedlicher Nationen mit verschiedenen Traditionen zu einer Symbiose zusammenschließen, die uns die musikalische und kulturelle Vielfalt als positive Aspekte der, ansonsten aus der Gutmenschen-Ecke viel kritisierten, Globalisierung näher bringet und zu unserem Wohlergehen und Ohrenschmaus sich als dienlich erweist. Doch nicht nur der Ohrenschmaus-Faktor, den kreischende asiatische Holzblasinstrumente, Viertelton-„Melodien“, arabeskes Gelalle und Buschtrommeln zeitigen – für unsere anspruchsvollen Ohren mit Reggae-Gitarren und brasilianischer Perkussion aufbereitet – sondern auch der Aspekt der Völkerverständigung, die meist optische und kulinarische Aufbereitung derartiger Veranstaltungen lassen uns eintauchen in eine uns, trotz scheinbarer medialer Omnipräsenz, immer noch „unbekannte“ fremdländische Kultur, die uns immer wieder in entzücktes Staunen zu versetzen in der Lage ist! („Das muss romantisch sein: in diesen Gewändern, nachts am Lagerfeuer, in der Wüste ... “

Woher aber diese Begeisterung? Liegt es an der Qualität der Musik, welche die Gratwanderung zwischen Tradition und Moderne in solch meisterlicher Weise bewältigt? Wenn der Musikantenstadl hochwertige und anspruchsvolle Musik hervorbringt, dann ja. Das Stadl-Konzept, Volksmusik mittels neueren Verfahren der Aufnahmetechnik zu Volkstümlicher Musik zu machen, findet unter der urbanen, „hippen“ Jugend keine Anhänger. Was aber unterscheidet die Machart jener Musik von der modernen „Weltmusik“? Bei genauer Betrachtung: nichts. Da wie dort werden in relativ billigen Verfahren Musikstile vermischt, wobei die eine Seite aus unerschöpflichem traditionellem Liedgut entsteht, während die andere Seite aus den soeben am (Pop-)Musikmarkt gefragten Techniken hervorgeht. Definiert man nun anspruchsvolle und eigenständige Musik anhand ihrer Originalität, so werden weder der Stadl noch die Weltmusik dieses Prädikat verdienen.

Was zeichnet diese Veranstaltungen aber sonst aus, wenn nicht die soeben als wenig anspruchsvoll enttarnte Musik den Ausschlag gibt? Dazu sei angemerkt, dass hier nicht die Illusion verfolgt werden soll, dass Anspruch und Popularität Hand in Hand gehen, das Publikum der „Weltmusik“ wird aber nicht müde, sich immer wieder auf's Neue als anspruchs- und niveauvolle Musikkonsumenten zu bezeichnen, daher muss der Frage, wo nun diese Qualität liegt, sehr wohl nachgegangen werden. In der Originalität der Musik offensichtlich nicht. Aber wir haben ja auf die Völkerverständigung, auf fremde Kulturen und Traditionen vergessen, auf die bunten Gewänder und die „lecker“-Spezialitäten aus Kirgisistan! Denn in diesen traditionellen Liedern und den bunten Begleiterscheinungen liegt so viel Weisheit und Lebensfreude, eine Offenheit, die wir kalten technisierten Europäer längst vergessen haben, ein Frohlocken ob der Wunder der Natur und, wie schon erwähnt, der Reiz des Fremden, des Geheimnisvollen und Entfernten. Das kann uns der Stadl nicht bieten? Bis auf den Reiz des Fernen – obwohl Belgrad bekanntlich Wien geographisch näher liegt als Bregenz – vereint diese Fernsehsendung alle genannten Punkte! Die Lebensfreude von schunkelnden Heurigenbänkensitzern, das weltoffene Grinsen der Akteure, die traditionellen Inhalte und die bunten Dirndln und Lederhosen lassen uns allerdings kalt und umgehend einen Sender suchen, auf dem gerade dunkelhäutige Lendenschurzträger Buschtrommeln malträtieren und dazu jodelartige Laute ausstoßen.

Denn der Musikantenstadl ist abgeschmackt, eine Deppenparade, uninteressant und wenig lehrreich, ganz anders sind da ferne Klänge, etwas Neues, Ursprüngliches und Unverdorbenes, kurz, die Tradition, die in diesem Liedgut – für unsere Ohren aufbereitet – uns von Kulturen kündet, von deren Geschichte und Riten wir nur profitieren können. Die Texte? Natürlich können wir die nicht verstehen, schon bei der Sprache unserer östlichen Nachbarländer hört bei neunzig Prozent der Zuhörer die Verständnisfähigkeit auf. Wovon handelt aber Volksmusik? Gibt es eine Tradition, die weder nationalistisch noch religiös oder zumindest lokal-patriotisch ist? Komisch, solche Dinge sind doch normal „Pfui“! Was passiert bei diesem „Huga-Schaga“-Fest, von dem der Sänger spricht, und ist dieses Lied vielleicht die Meditation, die vor Verstümmelungsritualen gesungen wird? Viele Kulturen, von denen wir soviel lernen wollen, sind in einem anderen Kontext nicht durch bunte Gewänder und Lebensfreude aufgefallen, sondern durch weniger erfreuliche Eigenheiten: die Unterdrückung der Frau, die Blutrache, den bedingungslosen Gehorsam gegenüber der Familie oder der Religion, Ehrenmorde, Zwangsehen, Verarmung durch die Verpflichtung zur Mitgift und bewaffnete Konflikte, in denen ein seltsamer Begriff der ethnischen Zugehörigkeit und Tradition plötzlich zur Grundlage für Massenmorde und Kriegsverbrechen wird.

Wird also etwas überwunden, indem man bedingungslos alles, was von weit her kommt und fremdartig klingt, mit Entzücken und Wohlwollen aufnimmt? Die Hellhörigkeit und Weitsichtigkeit wird – ironischerweise – überwunden, die eigenen hart erkämpften „Traditionen“ wie Menschenrechte und Gleichberechtigung werden hier, geblendet von bunten Trachten, gering geschätzt („Dieses Lied wurde immer gesungen, wenn gefangen genommene Fremde in die Kochtöpfe geworfen wurden ...“).

Die Anziehungskraft der Ethno-Musik muss also vom ethischen Standpunkt her als äußerst fragwürdig eingestuft werden, aber so wie in vielen Traditionen den Menschen ein Ventil geschaffen wurde, versteckte Perversitäten auszuleben, so erfüllt eine solche Art von Veranstaltungen vielleicht gerade diesen Zweck für jene Leute, die, um „hip“ zu sein, selbstverständlich offen, aufgeschlossen, individualistisch und unabhängig sind.

Wie es bei Trends eben üblich ist, wird vom einzelnen nichts hinterfragt und alles akzeptiert, was eben „in“ ist. Die soziologischen und politischen Hintergründe bleiben wieder einmal auf der Strecke, abgesehen von jenem Teil, der wiederum „in“ ist (Bist du gegen Globalisierung? Ja, du auch? Ok. Dann gehen wir gemeinsam in das kenianische Restaurant, das ist voll lecker!). Allen Mutigen sei einmal der vergleichsweise harmlose Spaß eines sonntägigen Frühschoppens oder die faszinierende Exotik eines Schuhplattlers wärmstens empfohlen.

clr

Die Mischmaschine

Keine Straße ist lang mit einem Freund an der Seite. Wem die dunklen Winterabende zu lange geworden sind bzw. wer bereits durch allabendliche Punscheskapaden an Zuckerschock und Frostbeulen leidet, findet vielleicht hier die passende Abwechslung zum tristen Alltag. Bei Interesse schickt ein E-Mail an mischmaschine@derbagger.org mit dem jeweiligen Kennwort im Betreff. Die Nachricht wird diskret und unverzüglich an die betreffende Person weitergeleitet.

Suche männliches Aktmodell für Fotoprojekt.
Keine Erfahrung notwendig. Aussehen egal, offener Geist erwünscht.
Kennwort: Fotoprojekt

Salsatänzerin – mäßig fortgeschritten – sucht jungen Tanzbegeisterten für den gemeinsamen flotten Hüftschwung.
Kennwort: Salsa

Wankelmütiger Charakter sucht Abschnittspartner mit ähnlichen Tendenzen, der gemeinsam in eine krisengebeutelte Zukunft schlittern will.
Kennwort: Die unendliche Krise

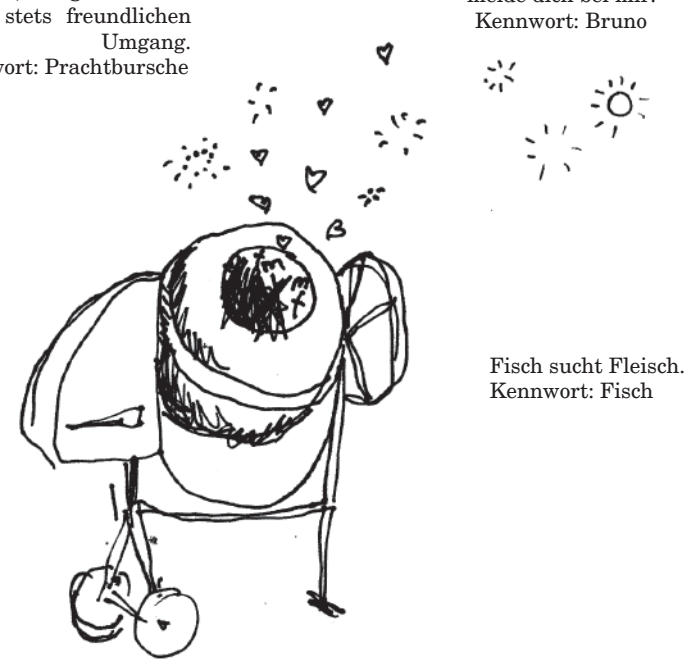
Großes Einzelkind sucht Anschluss.
Kennwort: Sekte

Ernster Mensch sucht den Unsinn seines Lebens.
Bitte nur ernstgemeinte Antworten!
Kennwort: ernst

Prachtbursche sucht holde Maid zwecks Belebung des persönlichen Umfeldes und eben daraus entstehender Aufwertung des seelischen Wohlbefindens. Biete gepflegtes Auftreten, gute Manieren, ein großes Herz (leicht fehlerhaft) und stets freundlichen Umgang.
Kennwort: Prachtbursche

Suche Besitzer von Bruno!!!!
Ist scheinbar im 18. Wiener Gemeindebezirk ansässig. Bitte melde dich bei mir!
Kennwort: Bruno

Die fetten Jahre sind vorbei. Mittelloser Jungakademiker sucht Frau mit Fahrrad oder Falterabo. Ne coole eben. Wenn sie dann noch nett und hübsch ist, wird sofort geheiratet.
Kennwort: Mittellos



suche süße schnutenschnitte für schneidige schneidereien oder schnittige schnute für schlechte schnorcheleien in herben untiefen weiblicher gewässer.
bitte nur nichtraucher!
kennwort: schnutenschnitte

There's no such thing as a single issue struggle cause we don't live single-issue lives.
English or german please!
Kennwort: Audre Lorde

Fisch sucht Fleisch.
Kennwort: Fisch

Bist du auf der Suche? Hier ist Platz für Kontaktanzeigen: kostenlos, anonym, seriös betreut.
Anzeigen bitte an mischmaschine@derbagger.org mit dem Betreff „Suche“.

Die Revolution

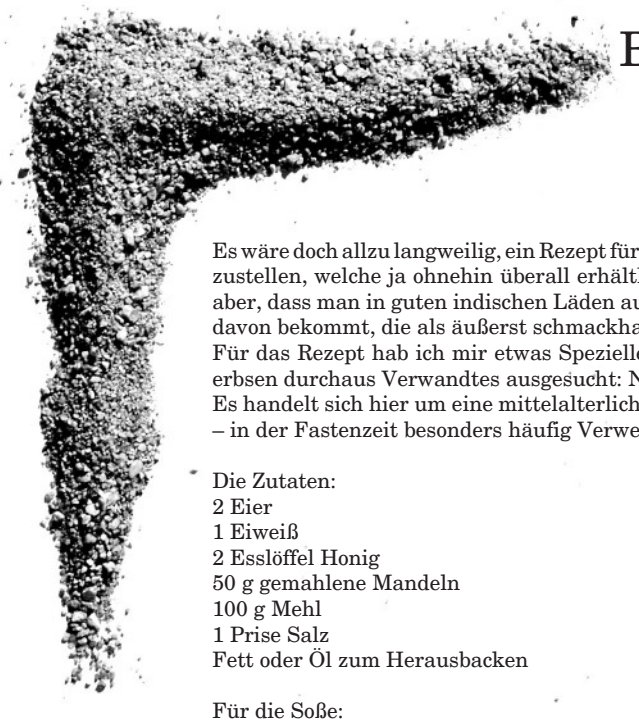
Lassen Sie Ihren Hund doch auf die Straße scheißen!

Gerne hätte ich an dieser Stelle einen sinnvollen Beitrag in Form eines exzellenten Artikels zu einem revolutionären Thema geleistet. Ich hätte mich z.B. mit aller aufzubringenden Eloquenz und Sachlichkeit darüber ereifert, wie groß meine Abneigung gegen die in alle möglichen Bereiche dringende Forderung ist, sinnvolle Beiträge zu leisten. Am besten lässt sich diese Haltung aber möglicherweise mit einem Artikel vertreten, der versuchsweise von allen größeren Sinnzusammenhängen befreit, aber dennoch in kritischem Ton gehalten ist. Der Lesbarkeit halber habe ich mich jedoch bemüht, mich weitestgehend an die allg. Grammatik und Rechtschreibung zu halten. D. Verf.

Nächtens plagt mich der grobe Unfug. Blutrote Fahnen schwingende Paarhufer fallen über die Sonne her, diese Metaphorik macht mich fertig. Keine Etymologin der Welt kann das erklären! Soll sie nun Pflastersteine werfen auf die kieselgrauen Fassaden unserer zu düsteren Ruinen verkümmerten ach so säkularisierten Gedankengebäude, pfui, sage ich da, lieber nehme ich Blasen an den Füßen in Kauf als alle ungeschlachte Schafsköpfe, meiner Seel'! Andererseits, wenn man nun, was ja zum guten Ton gehört, alle Umstände einer genaueren Betrachtung unterzieht, was hat es dann überhaupt für einen Zweck, wenn man brav den Mantel an der Garderobe abgibt. Lassen Sie Ihren Hund doch auf die Straße scheißen! Keiner könnte sagen, naja, das war wieder einmal typisch und sowieso und *gang und gäbe*, diese ewige Litanei, herausgewürgt von mit Halbwissen eklektisch bestückten manikürten Klugscheißern mit Dachterrasse; so mancher Denkanstoß erstickt auf diese Weise, wie man sagt, im Keim. Es wäre hingegen durchaus überlegenswert, die langsam dem Verfall anheim fallenden Kratzbäume unserer immer heterogeneren Gesellschaft (anderswo) aufzustellen, aber sozusagen tunlichst das Kinde nicht mit dem Bade auszuschütten, um die vermeintlich Wohlwollenden einzusperren in dunklen, wenn auch aufgrund struktureller Beschaffenheiten zur Aufbewahrung tiefgefrorener Moorleichen nur leidlich geeigneten Kellerschächten. Nun, Tausende und Abertausende leidende Seelen tragen nicht eben zur Lösung bei – mag auch alle Polemik gewissermaßen auf der Müllhalde landen; was getrost *ad acta* gelegt werden darf, wenngleich sich im Zuge der fortschreitenden Multiplikation der ständigen *Da capo*-Schreier auch gewaltig die Balken biegen. Rastlos wandert indes der große Weltenlenker – an verregneten Samstagabenden pflegt er auf seinem Menschenxylophon Tonarten zu erfinden –, indem er sich fortwährend ereifert, in seiner honiggelb getünchten Singlewohnung auf und ab, nicht ohne von Zeit zu Zeit gewitzt auf die eine oder andere Möglichkeit hinzuweisen, etwa: Tragen Sie bei Tauwetter weder Kopftuch noch Kalotte, im schlimmsten Fall könnten Ihnen die Haare zu Berge stehen. Lautes Getöse, sage ich da, welches die ganze Tragweite dieser Umstände, denken Sie nur an die Folgen!, welches also die ganze Tragweite der genannten Umstände mit der unüberschaubaren Vielfalt all ihrer Parameter und Faktoren, die es da mit größter aufzubringender Sorgfalt zu eruieren und nach penibler *Façon* zu notieren gibt, den Fehler endlich zu Gehör bringt, zeitlebens unbeachtet, nun doch posthum von Heuchlern der übelsten Sorte gewürdigt und mit allerlei Gold und Silber behängt, allerdings fehlt der Hinweis auf korrekte Vorgehensweise. Zahle aus diesem Grund niemals mit Kreditkarte; Fenster kriegt man auch ohne nennenswerte Inkommoditäten mit Zeitungspapier sauber. Alsbald regnen pomologische Mixturen auf myopische Frauen von gedrungenem Körperbau nieder, solcherart, dass man versucht ist zu denken, ein leibhaftiger Gottseibeiuns würde uns heimsuchen, während wir, nicht ahnend, dass wir damit nicht, wie fälschlicherweise angenommen etwas für die Rekonstitution allen irdischen Strebens und auch Sterbens tun, hundertmal aufgezeigt in diversen Hörfunksendungen und von einschlägigen Beratungsagenturen verwettet und verpulvert, weitersuchen nach dem kleinsten Karomuster, aber am falschen Ort. Den wenigsten ist das Insinuatiöse im Kern dieser nur scheinbar naiven Groteske bewusst, oder denken Sie, Arthur, nur an das weite Problemfeld der Kulturanthrosophomorphophilologie – Mattheson, dem der Geifer ja schier auf's Obszönste aus dem zuvor mit allseits unbeliebten, farblose Konterfeis zur Schau stellenden Briefmarken voll gestopften Maul zu tropfen pflegt, spricht hier etwa vom sog. *kontemplativistischen reraffinativen Affektaffirmationsradius*, nach dem Leitsatz *hic Rhodus, hic salta!*, während als gesichert angenommen werden kann, weil *a* eben nicht gleich *b* ist, dass all diese gemeine Hedonistik in nicht allzu naher Zukunft die grüne Wiese austrocknen wird, auf der unsere und auch eure Kinder und Kindeskinder Gärten und abermals Gärten aus prächtigen Neurosen anlegen werden, sowie sie auch selbst dem grässlichsten Unkraut allen Lebenssaft entzieht, auf dass es nicht mehr sprieße, denn denken Sie nur, auch *im* Wasser befinden sich kleine narkomane Lebewesen (wie uns schon die unwürdigen Khitaristen im Flüsterton weismachen wollten), die Ihnen und den Ihren Böses wollen! Bleibt nur zu erwähnen, dass der Vollzug der von ganz unten angeordneten Maßnahmen zur Verhöhnung aller An- und Abwesenden im Eifer des Gefechts aus nicht näher zu benennenden Gründen, als da sind: 1.(a) Dialektische Hygrome sind *in abstracto*(!) mit aller gebotenen Vorsicht aufzustechen; dass der Vollzug dieser Maßnahmen also auf einem Parkplatz an der Hauptverkehrsader Westautobahn ausgesetzt wurde – zeitgleich übrigens mit der Auferstehung des totgesagten (oder vielmehr totgetretenen, wie manche munkeln) Katers Paul, ein buntschillerndes inkonvenables Pseudopetrefakt wie es im Buche steht, in der drückenden Schwüle einer bewölkten Vollmondnacht, ich weiß auch nicht, was das soll. Alles ist anonym geblieben, *ignoramus et ignorabimus*, sozusagen. Nun, und doch steht auch fest, dass man in gewissen Supermärkten erfahrungsgemäß besser einen jener Drahtverhaue auf Rädern verwendet, um die Anhäufung so genannter Nahrungsmittel, welche in selbigem Drahtverhau zu platzieren sind, zu erleichtern – ein alter Irrtum, zweifellos, aber egal. Niemand hat sich indes schändlicherweise bemüßigt gefühlt, der Zeit, der alten Schwätzerin, einmal ordentlich in den Arsch zu treten, wie soll das denn auch gehen, wenn sie jahrelang nur mit allerlei Koloraturzeugs verzierte alte Scharteken abbürstet und Sterne zählt, nur nicht die Leoniden, diese pflegt sie, naturgemäß, sanft von schwarzsamtenem Nachthimmel zu pflücken und in einem dunkelsenffarbenen *Necessaire*, ein Gewirk aus 1.999 gedarrten dunkelsenffarbenen Engelszungen, zu verwahren, Tag ein, Tag aus, das ist ja unerträglich. Vielleicht einmal etwas Leichtes für zwischendurch? Völlig unhaltbar, würde der diensthabende Idiot sagen – er war unterdes in fetteren Jahren der Mann von Welt – völlig unhaltbar, spräche er also und erginge sich – nicht ganz zu unrecht – in einer Betrachtung über die völlige Unhaltbarkeit dieser sowie überhaupt aller Thesen, ja, man könne sie geradezu als Ausgeburt einer, so Sie wollen, personifizierten, oder wie andere (z.B. Bavaria höchstselbst) es schlechthin auf den Punkt bringen würden, exemplifizierten „Inkonsistenz" betrachten, auch wenn das natürlich, milde ausgedrückt, totaler *Bullshit* ist.

Wie ja weiters namhaften Hobby-Eschatologen zufolge *de facto* schon seit Jahrzehnten, wenn nicht gar Jahrtausenden, nicht mehr von der Hand zu weisen ist, stößt Mutter Erde der ganze nachmoderne Kram, wie wir ihn von damals kennen, als Fahrräder noch keine Dynamos, Schulkinder noch keine Autos, Hausfrauen noch keine Rechte hatten, mitunter sauer auf, auch wenn heutzutage ja alles und jeder *retro* ist. Ertrinken könnte man ja in diesem Meer aus Lichtern, roten, gelben, xenonfarbenen, in dem auf und ab der urbane Tumult wogt, Schienenfahrzeuge wie Ameisen in einem Labyrinth auf einer franko-belgischen *Hautelisse* – Aufhören! Ich bitte Sie, das ist doch das Letzte, ein Eklat, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat! Schubert in der U-Bahn, was sagen Sie da, das geht doch gar nicht. Die ganze aufwendige Kollokation der letzten Jahre, die nebenbei noch dazu Unsummen verschlungen hat, die man stattdessen besser in An- oder Ausbau von Befreiungstheolog(i)en oder menschlicher Ausbeutung investiert hätte, hat hier wieder einmal kläglich versagt, sei mir ein starker Fels, dass ich nicht lache. Nein, zum Weinen ist das alles, diese ganze verdammte Inversion des Guten und auch des Bösen, Brüder und Schwestern, diese ewige Lämmerschlachterei nebst abscheulichen Fratzen. Vermissen wir also den kostbaren Saft, der früher bevorzugt in rauhen Mengen in den pulsierenden Lebensadern der Kontinente floss, nun aber in immer weiter fortschreitender Deamplifikation zu staubigen, mit Kadavern übersäten Landschaften verkrustet, wie sie etwa die kambrische eine ist, wenn man dort letztlich auch eher einen *Lazzarone* als einen Kadaver anträfe. Spucken Sie der Revolution ins Gesicht, *c'est la guerre!* Von mir aus hauen Sie auch dem Ursprung allen Übels eine runter! Das kann nicht schaden, die Welt *as we know it* ist höchstwahrscheinlich sowieso dem Untergang geweiht.

chr



Baggers Banquet
Die Kochecke

diesmal: Baggerbsen

Es wäre doch allzu langweilig, ein Rezept für ganz gewöhnliche Baggerbsen bereitzustellen, welche ja ohnehin überall erhältlich sind. Kurz erwähnen möchte ich aber, dass man in guten indischen Läden auch hier eine scharfe asiatische Abart davon bekommt, die als äußerst schmackhaft bezeichnet werden kann.
Für das Rezept hab ich mir etwas Spezielleres, aber den herkömmlichen Baggerbsen durchaus Verwandtes ausgesucht: Nonnenfürze!
Es handelt sich hier um eine mittelalterliche Backanleitung, die – weil fleischlos – in der Fastenzeit besonders häufig Verwendung fand.

Die Zutaten:
2 Eier
1 Eiweiß
2 Esslöffel Honig
50 g gemahlene Mandeln
100 g Mehl
1 Prise Salz
Fett oder Öl zum Herausbacken

Für die Soße:
½ l fruchtiger Weißwein
4 Eigelb
3 Eßlöffel Honig

Zuerst möge man 2 Eier, ein zusätzliches Eiweiß und 2 Esslöffel Honig kräftig aufschlagen, Mandeln, Mehl und Salz unterarbeiten und einen festen Teig daraus kneten.
Dieser Teig sollte dann ungefähr 30 Minuten zugedeckt ruhen.

Während dieser 30 Minuten ist Zeit, sich der Soße anzunehmen. Der Wein wird mit 3 Esslöffeln Honig und den 4 Eigelb unter ständigem Rühren langsam erhitzt, bis sich diese wilde Mischung leicht cremig gestaltet, und dann zur Seite gestellt und warmgehalten.
(Leider handelt es sich hier um eines dieser Rezepte, bei denen tragischerweise Eiweiße übrigbleiben, und zwar gleich 3!)

Den Teig sollte man nun fingerdick ausrollen und mundgerechte, kompakte Formen, am einfachsten Quadrate schneiden. Die so entstandenen Nonnefürze werfe man nun in siedend heißes Fett, bis sie goldbraun gebrannt sind, und lasse sie dann auf einer fettsaugenden Unterlage abtropfen.
Zum Servieren befülle man einen Teller mit ihnen und übergieße sie mit der bereits angefertigten, hoffentlich noch warmen Soße.
Wohl bekomm's!

va

Sturm über Schloss Tattergrey

Die tragische Geschichte der Lady Loretta – Teil #7

Was bisher geschah: Lady Loretta Sibelya von Knockersville, eine vom Leben bereits schwer geprüfte junge Witwe, auf Drängen ihrer Familie wiederverheiratet, wird während ihres Aufenthalts auf Schloss Tattergrey, der von fortwährenden Intrigen und falschen Verdächtigungen überschattet ist, von einem weiteren harten Schicksalsschlag getroffen, als ihr Mentor und Sponsor, Onkel Edwin, während einer Inspektion der Renovierungsarbeiten am Westflügel, deren Leitung nach dem unerwarteten Tod des Bauherren und Ehemanns ihrer Cousine, Richard Manteroy, dem erfolgreichen Ingenieur Roger von Hampelshire übertragen wurde, auf tragische Art und Weise ums Leben kommt.

... die Tür fiel hinter ihm zu und sein Blick auf Lady Loretta, die sich auf dem Canapé ausgestreckt und, wie er mit leichtem Erstaunen feststellte, ihrer Schuhe und Strümpfe entledigt hatte. Sie musste seine Überraschung bemerkt haben. Ein beschämtes Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, als sie sich langsam aufrichtete. Wie um sich zu entschuldigen sagte sie leise: „Oh! Verzeihen Sie vielmals – ich wollte einfach nur die Beine hochlegen nach diesem langen Abend ...“ Sie verstummte, und mit heißen Wangen senkte sie den Kopf. Roger fühlte, er müsse etwas sagen, um die peinliche Stille zu überbrücken. „Lady Loretta ...,“ begann er mit heiserer Stimme, brach jedoch ab und räusperte sich. Bevor er erneut ansetzen konnte, hatte Loretta ihr dunkel umrahmtes Antlitz wieder erhoben und mit leicht schiefgelegtem Kopf, die anmutig geschwungenen Augenbrauen hochgezogen, blickte sie ihn nun aus trauererfüllten Augen an. Er wagte es nicht, weiterzusprechen.

Für eine Weile war nur das Knistern und Knacken der schweren Holzscheite im Kamin zu hören, untermalt vom Klatschen schwerer Regentropfen ans Fenster.

Lady Loretta schien ihre Fassung wiedergewonnen zu haben; ihre schlanken Hände fassten ihr Haar und strichen es leicht aus ihrem ebenmäßigen Gesicht, bevor sie sie in den Schoß legte. Für einen Moment glaubte Roger den gewohnten Stolz in ihren Augen aufblitzen zu sehen.

Schließlich brach sie das Schweigen. „Wissen Sie, Roger“, begann sie, indem sie den Blick wieder auf den Boden richtete, „dieser Tag war nicht leicht für mich. Für keinen in der Familie.“ Trotzdem sie mit ruhiger Beherrschung sprach, konnte Roger nicht umhin, ein leises Zittern in ihrer Stimme zu bemerken. Wie zerbrechlich sie wirkte, trotz ihres stolzen Ausdrucks, den sie sich sogar jetzt, allen Umständen zum Trotz, behalten hatte. Einen Augenblick lang verspürte er das starke Bedürfnis, dieses zarte Wesen sanft in die Arme zu nehmen. „Natürlich“, erwiderte er nun in verständnisvollem Ton, indem er sich langsam der jungen Frau näherte, die den Blick noch immer gesenkt hielt, „für uns alle ist es nicht einfach.“ Nun stand er direkt vor ihr. „Lady Loretta ...“, begann er abermals, leiser, aber diesmal mit Bestimmtheit, und fasste sie sanft am Kinn. Sie ließ es zu, dass er ihr zum ersten Mal seit seiner Ankunft auf Schloss Tattergrey tief in die Augen sah; bisher war sie seinem durchdringenden Blick immer ausgewichen. Sie wehrte sich auch nicht gegen die einzelne Träne, die sich ihren Weg über das sanfte Rund ihrer elfenbeinfarbenen Wange bahnte. Sein Blick, in der Sonne von strahlendem Blau, im gedämpften Licht des Salons jetzt dunkel und geheimnisvoll schimmernd, berührte sie auf eine Art, die sie nicht mit Worten zu beschreiben vermochte, und in ihrem Herzen regten sich Gefühle, die sie seit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte, nicht mehr empfinden wollte ...

„Oh, Roger ...“, stieß sie leise schluchzend hervor, ihre Brust hob und senkte sich heftig, „wenn Sie nur wüssten!“ Sanft legte er seinen Zeigefinger auf ihre weichen Lippen und ließ sich langsam neben ihr auf dem Canapé nieder. „Beruhigen Sie sich“, murmelte er, hielt einen Moment inne, in dem er sie prüfend anblickte, und küsste sie schließlich auf die Wange, wie um die Träne aufzuhalten. Lorettas mühsam errungene Fassung schmolz bei dieser zärtlichen Berührung dahin und heiß durchströmte sie mit einem Mal der brennende Wunsch, ihren Stolz aufzugeben, ihre Fassade fallen und ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen und sich diesem Mann, der sie seit seiner Ankunft mit seiner ungewöhnlichen und charmanten Art in den Bann gezogen hatte, leidenschaftlich hinzugeben. Das Kaminfeuer schien plötzlich hell aufzulodern, der Regen heftiger zu werden, gleich dem Sturm, der in ihrer zerrissenen Seele wütete und an den Grundfesten jener Mauer rüttelte, die sie über die Jahre um ihr Herz aufgebaut hatte. Roger erahnte wohl den Kampf in ihrem Innersten, denn nun zog er die Erschaudernde sanft, aber bestimmt an sich und berührte leicht ihre Lippen mit den seinen. Sie erwiderte den Kuss erst zögerlich, dann, von ihren Gefühlen gänzlich überwältigt, heftiger, sein Gesicht mit beiden Händen fassend, er selbst, von Verlangen gepackt, vergrub seine Hand in ihrem Haar und beide gaben sich voller Leidenschaft einem innigen Kuss hin.

„Loretta!“

Lorettas Herz schien stehenzubleiben, als die beiden jäh aus ihrem Treiben gerissen wurden. Mit schrecklicher Gewissheit hatte sie augenblicklich die Stimme ihres Mannes erkannt, der, von den beiden unbemerkt, während ihres verbotenen Spiels eingetreten war. Sofort ließ Loretta von Roger ab. Vor Entsetzen wie gelähmt starrte sie nun ihren Gatten an, der seinerseits fassungs- und regungslos in der Tür stand.
Roger war als Einziger ruhig geblieben, erhob sich nun gelassen und bewegte sich, nicht ohne seine Kleidung zurechtgerückt zu haben, mit langsamen, bedächtigen Schritten, die Hände auf dem Rücken verschränkt, auf Lorettas Ehemann zu. „Paul“, begann er mit ruhiger Stimme und fixierte sein Gegenüber, während er sich näherte. Aus dem Augenwinkel sah Loretta im dämmrigen Licht des Raums etwas aufblitzen. Verwirrt blinzelte sie die Tränen aus ihren Augen. Was hielt Roger da in der Hand? War der Tod ihres Onkels wirklich nur ein Unfall? Er hatte die Tür nun fast erreicht. „Paul!“, stieß sie atemlos hervor, von plötzlicher Panik ergriffen. Im nächsten Moment tauchte ein greller Blitz das Zimmer für eine Sekunde in gleißendes Licht, und ohrenbetäubender Donner brachte das Gemäuer zum Erzittern! Im selben Augenblick erloschen sämtliche Lampen im Raum, sodass nur noch der schwache Schein des Feuers geisterhafte Schatten über die alten Gemälde auf den Wänden tanzen ließ. In die plötzliche unheilvolle Stille fiel ein gedämpfter Schrei, irgendwo im Haus, ansonsten hörte Lady Loretta nichts außer ihrem eigenen keuchenden Atem und das laute Klopfen ihres bangen Herzens ...

Wird Paul diesen Abend überleben? Oder hält Roger doch nur Lorettas Ehering in der Hand, den er tags zuvor am Grund des Schlossbrunnens gefunden hatte? Wir werden es nie erfahren. Der Autor musste seine Tätigkeit bedauerlicher- aber notwendigerweise wegen Spiel- oder Trunksucht aufgeben.
Lesen Sie in der nächsten „Bagger“-Ausgabe Teil 10 des beliebten Fortsetzungs-Ärzteromans „Diagnose: Liebe“. Wird Schwester Sara endlich zu ihrer großen Liebe finden?

chr

Das Maurerdekoltee

Langsam spaziere ich durch die klirrend kalte, menschenleere Nacht Wiens nach hause, eingehüllt in dicke Wollschichten. Ich bleibe stehen, um mir eine Zigarette anzuzünden und nehme rechts von mir ein überdimensionales Palmers-Plakat wahr, neige meinen Kopf nach links, um dem Windzug zu entgehen. Mein Blick fällt auf eine Baustelle, einen gelben Bagger. Und noch bevor meine Zigarette richtig entflammt ist, wird es mir schlagartig bewusst. Ich blicke zurück auf das gelbe Palmers-Plakat, dann wieder auf den nackten Bagger. Nein, wie erschreckend und oh, wie amüsant!

Rechts das mannshohe Unterwäschemodel, ein Körper in einem Hauch von Nichts. Makellos posiert er für alle und niemanden, soll Männer-und Frauenherzen zum Höherschlagen bringen, ist die fleischgewordene, äh bildgewordene Nacktheit im öffentlichen Raum.
Doch der eigentliche Wahnsinn tut sich links von mir auf:
Was der sexuellen Revolution noch blüht, hat die industrielle Revolution mit dem Bagger lange schon geschafft. Die Erotik des Baggers ist tot. Ein Meer von Baustellen, nacktes Gelb, wo das Auge hinblickt, still posierende Raupenfahrzeuge. Und es schert sich niemand einen Dreck darum! Oft ignoriert und doch vergessen. Die goldenen Zeiten, in denen der Terminus „baggern“ noch ursprünglich war, sind längst vergangen. Wo sind all die Aktivisten geblieben, die solche und ähnlich erschreckende Enthüllungen an den Pranger stellten und in Nacht-und-Nebel-Aktionen verhüllten? Kann man tote Reize wiederbeleben?
Wer auch nur ein bisschen Angst um die Zukunft unser aller Sexualität hat, der solle gleich beginnen: Erschrecket und seid gereizt! Stopp dem globalen Bagger-Exhibitionismus-Wahn. Ein bisschen weniger Anstand, meine Lieben.

as

Kritik, Lob oder sonstige Beschwerden?

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihrer Anregungen an.
Weiters ist jede Art von Mitarbeit beim *Bagger* willkommen: Wir freuen uns über Artikel-, Foto-, oder zündende Ideenzusendungen an die Redaktionsadresse. Die nächste Ausgabe kommt bestimmt!

Werbeinserat im *Bagger*?

Ab der nächsten Ausgabe können Sie Ihre Werbung im *Bagger* schalten. Alle aktuellen Mediadaten und die Preisliste finden Sie auf www.derbagger.org. Bei Rückfragen sind wir jederzeit unter werbung@derbagger.org erreichbar.

Die Abrissbirne

Was sie zuletzt gesagt hatte,
die 36- jährige Selbstmörderin werden wir wohl
nicht mehr erfahren.

Auf jeden Fall dürfte es von heftigen Würg- Geräuschen
begleitet worden sein, zumindest der Speibspur nach zu schließen, die von
der in ein Blumenmeer verwandelten Schlafkammer
ins orchideengekachelte Badezimmer führte.
Eigentlich wollte sie ja nur sanft entschlummern, die erfolgreiche Schauspielerin
und Exfrau von Tarzandarsteller
Johnny Weissmüller, nametnlich Lupe Velez
als sie 1944 75 Schlaftabletten auf einmal schluckte.
Doch ihr Magen machte der
Unglücklichen einen Strich durch die (Blumen-) Rechnung,
für deren Begleichung sie übrigens einen Kredit aufnhemen musste.
Durch heftige Krämpfe und Brechreiz wieder zu sich gekommen, war sie im Badezimmer ausgerutscht
und mit dem Kopf in ihre
ägyptische Luxus- Toilettenschüssel geschlagen. Dort verschied die vom Pech gevögelte Selbstmörderin,
qualvoll ertrinkend.

Frau Velez, die heuer ihren 99. Geburtstag gefeiert hätte,
blieb durch ihren verhunzten Selbstmord
zumindest die Lektüre
des Baggers erspart.

[toph]